

Holzarbeiter-Zeitung

Nr. 36
38. Jahrgang

Organ des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes

Berlin,
6. September 1930

Erscheint wöchentlich am Sonnabend. / Der Bezugspreis beträgt monatlich 50 Pfennig. Zu beziehen durch sämtliche Postanstalten. Die Mitglieder des Verbandes erhalten die Zeitung unentgeltlich.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Scheffler, Berlin.
Redaktion und Expedition: Berlin SO. 16, Am Röllischen Platz 2.
Telefon: Amt Jannowitz 8248.

Geschäftsanzeigen werden nach Tarif berechnet.
Arbeitervermittlungen 50 Pfennig die Millimeterzeile.
Verbandsanzeigen kosten 30 Pfennig die Millimeterzeile.

Reichstagswahl ist politischer Lohnkampf! Von Fritz Sarnow

Das Wort vom „politischen Lohn“ ist wahrhaftig kein leeres Schlagwort. Die Wirtschaft und der Staat kommen immer mehr zusammen. Nicht nur weil die demokratische Politik diesen Weg gehen muß, sondern weil auch die eigene Entwicklung der Wirtschaft zwangsläufig dahin führt. Wenn auch die wirtschaftspolitische und sozialpolitische Tätigkeit des Staates nicht erst von heute ist, so ist doch der Umfang dieser Betätigung längst nicht mehr zu vergleichen mit dem, was im alten Staat war. Immer mehr wird die gesamte parlamentarische Arbeit von diesen Aufgaben in Anspruch genommen. Jede parlamentarische Entscheidung auf diesen Gebieten greift aber irgendwie und manchmal sehr empfindlich in die Lebenshaltung der Arbeiter ein. Der Lohn, der in der gewerkschaftlichen Aktion ausgekämpft wird, wird durch die politische Korrektur erhöht oder gesenkt. Von der Zusammensetzung des Parlaments hängt es ab, ob das eine oder das andere eintritt.

Die Steuerpolitik, die Verteilung der öffentlichen Lasten zwischen Kapital und Arbeit, die Zoll- und Handelspolitik, die Agrarpolitik — alles das ist auch Lohnpolitik. Die letzten Monate des alten Reichstags haben aber noch viel anschaulicher bewiesen, daß mit Politik der Lohn gemacht wird. Im Vordergrund stand die Arbeitslosenfrage. Zwischen Arbeitslosenfürsorge und Lohnpolitik besteht ein direkter Zusammenhang. Mehr als drei Millionen Arbeitslose liegen auf der Straße. Wenn ihnen die Unterstützung genommen oder so gekürzt würde, daß sie zum nackten Leben nicht mehr ausreicht, was bliebe den Arbeitslosen anderes übrig, als ihre Arbeitskraft um jeden Preis anzubieten und damit auf den Lohn zu drücken.

Das ist es, was die Unternehmer und ihre politischen Helfer wollen. Lohnabbau ist die große Parole unserer Zeit, die in allen Tonarten verkündet wird. Der Angriff auf die Arbeitslosenversicherung ist in Wahrheit ein bewußter Stoß gegen das Lohnniveau. Die Widerstandskraft der Arbeiter soll geschwächt, dem Raubzuge auf die Lohnkassen eine Gasse geschlagen werden. Weitere Aktionen für denselben Zweck sind schon angekündigt. Noch bieten auch die tarif-gesetzlichen Sicherungen der Löhne und die behördliche Schlichtung Hindernisse für einen radikalen Lohnabbau. Darum fort mit diesen Bindungen, ruft das Unternehmertum, Freiheit für die Lohn-diktatur! Sind die Arbeitslosen erst mürbe gemacht und die tarifvertraglichen Hemmungen beseitigt, dann hofft man, mit dem gewerkschaftlichen Widerstand schon fertig werden zu können.

Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit beherrscht alle politischen Tagesfragen. Nie zuvor hat es eine politische Situation gegeben, in der die speziellen gewerkschaftlichen Interessen so bedroht waren wie jetzt. Da versteht es sich von selbst, daß die Gewerkschaften mit eingreifen in diesen Wahlkampf. Wie könnte sich auch die berufenste Vertretung der sozialen Interessen der deutschen Arbeiterschaft passiv verhalten, wenn der Sozialpolitik die Faust an der Kehle sitzt!

Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund ruft alle seine Mitglieder auf, am 14. September ihre Stimme für die Sozialdemokratie abzugeben. Wer seine Wahlstimme für die Gewerkschaftsinteressen in die Waagschale werfen will, kann gar nicht anders als sozialdemokratisch wählen.

Oder etwa die Kommunistische Partei? In den Gewerkschaften sind wir gewöhnt, uns weniger auf die Wirkung radikaler Reden und Parolen als auf

reale Machtmittel zu verlassen. Am 14. September wird darüber abgestimmt, wer in Zukunft den Staat führen und die Gesetze machen soll. Da zählen nicht Resolutionen, sondern Mandate in der gesetzgebenden Körperschaft. Aber nicht jedes Mandat zählt. Nur diejenigen, die für eine regierungsfähige Mehrheitsbildung verwendungsfähig sind, haben Gewicht. Anders geht es nun einmal im parlamentarisch regierten Staat nicht, als daß eine Mehrheit der gewählten Volksvertreter sich zu gemeinsamer Verantwortung für die Regierung zusammensind.

Die Kommunisten scheiden für jede Regierungskombination aus. Sie lehnen den heutigen Staat und überhaupt das parlamentarische System grundsätzlich ab. Sie wollen die Diktatur, genau so wie die vom Sankt-Kreuz und die um Hugenberg. Wenn Herr Hugenberg, der radikale Vertreter der kapitalistischen Minderheitsklasse und der Monarchie, das demokratisch-parlamentarische System aus tiefster Seele haßt, dann ist das ganz in der Ordnung. Für seine Klasse bedeutet ja die Beibehaltung des demokratischen Systems das endgültige Scheitern von der Macht. Warum aber eine Partei, die sich für die „Partei des Proletariats“, also der Mehrheitsklasse, ausgibt, ebenfalls das demokratische Staatsprinzip, das Recht der Volksmehrheit, auf Tod und Teufel bekämpft, das wäre ganz unerklärlich, wenn nicht die Kommunisten selber davon überzeugt wären, daß sie ebensowenig wie Herr Hugenberg die Hoffnung haben können, mit der Volksmehrheit zum Siege zu kommen. Darum müssen auch sie nach Diktatur rufen. Die Kommunisten dürften sich aber heute völlig klar darüber sein, daß, wenn wirklich der Anschlag gegen das parlamentarische System Erfolg hätte, entsprechend dem gegebenen Kräfteverhältnis nicht sie, sondern die Hitler-Hugenbergs die Erben wären. Der Arbeiterschaft würden die Augen übergehen, wenn es dazu käme.

Solange die Kommunisten es ablehnen, verantwortungsvolle und praktische Arbeit im Parlament zu leisten, werden sie darauf verzichten müssen, als eine parlamentarische Interessenvertretung der Arbeiter angesehen und von den Gewerkschaften unterstützt zu werden. Die Zeit ist zu ernst, als daß die Arbeiterklasse sich den Luxus von Mandaten erlauben könnte, die von vornherein verloren sind. Jede kommunistische Stimme am 14. September zählt nicht nur nicht für die Vertretung gewerkschaftlicher Interessen, sondern ist gegen sie abgegeben. Darum ist es ganz selbstverständlich, daß die Gewerkschaften sich mit aller Entschiedenheit an die Seite der Sozialdemokratischen Partei stellen, daß sie in deren Sieg den eigenen Sieg sehen und von jedem Gewerkschaftler verlangen, daß er in diesem Sinne seiner gewerkschaftlichen Pflicht am 14. September genügt.

In den bürgerlichen Parteien wühlt der Wurm der Interessengegensätze. Alle Parteigebilde fallen auseinander wie morscher Zunder oder verschwinden plötzlich über Nacht. Wie ein Fels im Geröll überragt die Sozialdemokratische Partei das bürgerliche Parteiengewirr, fest fundamementiert durch die soziale Interesseneinheit und die enge Gemeinschaft mit den Gewerkschaften.

Die letzte Reichstagswahl im Jahre 1928 hatte zwar dem Bürgerblock die Mehrheit genommen, aber keine sichere Mehrheit gegen ihn gebracht. Dank der grundsätzlich ablehnenden Haltung der Kommunisten war eine Mehrheitsbildung nur noch möglich entweder von Hugenberg bis zu den Demokraten oder von den Sozialdemokraten bis zur Volkspartei. Diese letztere Kombination war sicher vom Arbeiterstandpunkt aus das kleinere Übel, aber doch alles andere als ein be-

riedigender Zustand. Mit dem Bleigewicht einer solchen Koalition am Bein konnte zwar die Sozialdemokratie manchen reaktionären Anschlag verhindern, aber doch nicht die Politik durchsetzen, die ihren eigenen Wünschen entsprochen hätte. Schließlich ist dann ja auch der alte Reichstag daran zerborsten, daß er keine feste Mehrheit mehr zuwege bringen konnte.

Am 14. September muß ein besserer Reichstag aus der Wahlurne hervorgehen. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei muß so stark werden, daß alle Pläne, sie auszuschalten, von vornherein zusammenbrechen. Die Arbeiterschaft hat es in der Hand.

Wahltag ist politischer Lohnkampfstag.

Jede Gewerkschaftsstimme für die Liste der Sozialdemokratischen Partei!

Wo bleibt die Arbeiterfrau?

Von Hildegard Rowalkowsky.

Warum stehen uns noch so viele Frauen fremd gegenüber? Warum halten sie sich fern von uns, obwohl sie doch zu uns gehören?

Ich kenne so manche Arbeiterfrau, deren Mann tapfer im Kampfe um bessere Lebensbedingungen steht, sie selbst aber verkantet sich hinter ihrem Kochtopf, aus Bequemlichkeit. Das ist jedoch nur ein Teil. Tausende von Arbeiterfrauen lassen sich nicht nur abhalten, mit ihren proletarischen Klassen-genossinnen zusammenzustehen, sie lassen sich einfangen von bürgerlichen Vereinsdamen, die sie wie Mäuse mit Speck zu fangen versuchen. Sie entfremden die proletarischen Frauen ihrer eigenen Klasse, ja sie erziehen sie sich zu Gegnern der sozialistischen Sache. In den bürgerlichen Vereinen soll sogenannte Sittlichkeit gepflegt werden oder besondere Frömmigkeit, auf alle Fälle aber „vaterländische Gesinnung“. Zweck der Übung aber ist allemal, die Arbeiterfrau fernzuhalten von ihren eigenen Angelegenheiten und ihr ein falsches Klassenbewußtsein einzupumpfen. Die bürgerlichen Damen machen das derartig geschickt, daß die Arbeiterfrau es gar nicht merkt, was aus ihr gemacht wird. Ihr Denken wird verbogen, und zwar nach oben. Sie soll sich allmählich als etwas Besseres vorfinden als ihre Haus- und Straßennachbarn, und zwar auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu den „Vaterländischen“. Ihr Streben, heraus aus der häuslichen Enge, soll im Verein seine Befriedigung erfahren, und die „Damen“ sorgen schon ganz gewiß dafür, daß hier nicht mehr geschieht, als was „der Frau gut ist“.

So rückt denn die Arbeiterfrau in diesem Verein in jenes Spiegheltum ein, das so gerne möchte, aber natürlich nicht kann, aber immerhin so tut, als ob... Sie übt sich in „feiner“ Sprechweise, in „gebildeten“ Manieren, sie versucht Fremdwörter aufzuschnappen und wieder anzubringen, auch gelegentlich da, wo sie gar nicht angebracht sind. Sie ist jetzt ganz auf Nachahmung eingestellt, denn die „Herrschaften“, die dem Verein als Vorstandsmitglieder angehören, sind Damen aus „allerersten“ Kreisen, in die sie, die Arbeiterfrau, einzudringen für lebensnotwendig erachtet. Sie glaubt, etwas von dem Romandlatterglanz könne hier sich auch eines Tages auf sie ergießen. Denn die Ehefrauen dieser Damen, in deren förmliche Tuchnähe sie doch nun durch ihren Mitgliedsbeitrag gerückt sind, sind keine gewöhnlichen Menschen. Sie haben fast alle einen Titel oder sind zumindest reiche Arbeitslose, Aktienbesitzer oder Pensionsempfänger. Die Damen ehemaliger Offiziere sind entschieden die „ansehnlichsten“ im „Vaterländischen“, denn die verkörpern gewisse Maßstäbe das, was da an nationaler Gesinnung immer gepredigt wird. Hier feiert die „gute alte Zeit“ an jedem Vereinstag Auserkennung. Je rückständiger jemand eingestellt ist, um so vornehmer ist er, und da die Arbeiterfrau auch vornehm sein will, so jammert auch sie mit über die gegenwärtige schlechte Zeit, über die schreckliche Republik, über die unheimlichen Soziallasten, und sie lernt an dieser „Bildungsstätte“, daß auch ihr Mann mit seinem sozialistischen Denken und seinen internationalen Bestrebungen innerhalb der Gewerkschaft so einer ist, der „vaterlandslos“ ist.

So trägt manche Frau Zwiespältigkeit in ihr eigenes Haus, entfremdet sich dem Manne, zerrt die Kinder hin und her und untergräbt das ganze Familienleben. Die „Damen“ sichts das natürlich wenig an. Die sind stolz darauf, daß die Zahl ihrer Mitglieder in Deutschland einige Millionen beträgt. Die kümmerlichen Reste des alten überlebten Teutischengeistes züchten und pöppeln sie mühsam weiter, und bei den Frauen des

Proletariats stoßen sie dabei auf den denkbar fruchtbarsten Boden. Denn hier, bei den in ihren Äugen „ungebildeten“ Frauen, brauchen sie ja nur anzuknüpfen an das Phrasengottlingel, das die in ihrer Schulzeit als geistige Nahrung vorgefetzt bekamen. Daß sie als Nachläufer nur belächelt werden, wenn sie nicht dabei sind, das ahnen sie nicht, denn sie sind in Hochachtung befangen vor dieser falschen „Vornehmheit“. Sie halten für bare Münze, was in Wirklichkeit nur falsche, heuchlerische Liebenswürdigkeit ist. Sie lassen sich wirklich den Kopf verkeilen. Sie stöhnen mit über die „Soziallasten“, die ungerechten Reparationslasten, sie schimpfen mit über die heutige Staatsform, ohne jedoch sagen zu können, was denn an der vergangenen Kaiserherrlichkeit so erschwerend gewesen sei. Die Arbeiterfrauen lassen sich dort im „Vaterländischen“ sowohl als auch im „Völkerverbund“ eintreden, daß der Krieg naturnotwendig sei, er sei gottgewollt, was man ja am besten daran erkennen könne, daß die Geistlichen aller Glaubensrichtungen die Waffen segneten zwischen vierzehn und achtzehn! Von den Drahtziehern, die den Krieg gewollt und jederzeit bereit wären, einen neuen anzuzetteln, von denen erfahren die Frauen an dieser Stelle freilich nichts. Sie leben ihr Leben neben dem eigentlichen Leben her; der großen Sache des Sozialismus gehen sie verloren.

Mehr noch als das: Sie fallen den eigenen Klassen genossen in den Rücken! Denn es steht doch fest, daß die Vereinsdamen die Mitglieder nicht umsonst auf Schwarz-Weiß-Rot gedrillt haben. Die Stimme am Wahltag, das ist ihnen ja das Allerwertbarste an der ganzen Mitgliedschaft der proletarischen Frau! Und die Arbeiterfrau dückt sich in diesem Rahmen ja auch viel zu vornehm, als daß sie ihre Stimme nun den „Roten“, der Sozialdemokratie, geben könnte! Wie spricht doch die „gnädige“ Frau von Tunichtgut mit so vornehmer Berachtung von den „vaterländischen Gesellen“, wo da sollte man — das wäre ja geradezu — nein, man weiß schon, was man sich und der „guten Gesellschaft“, in die man hineingeraten ist, schuldig ist.

Sagte nicht neulich erst die Frau Oberleutnant a. D. von der Arbeitslosigkeit, daß die nicht so groß wäre, wenn wir ein — größeres Heer hätten?! Ihr Gatte z. B. muß mit der „schmalen“ Pension zufrieden sein, der Arme, und er hätte doch noch so gerne Soldaten „ausgebildet“. Und was will denn überhaupt die Sozialdemokratie? Macht die nicht die Leute geradezu unzufrieden? Wie war das doch früher so anders! Heute läuft jeder einfach zum Wohlfahrtsamt, wenn er arbeitslos ist. Und das uneheliche Kind soll auch die gleichen Rechte haben wie das eheliche, es soll seinen Vater ebenso haben wie das eheliche, wenigstens was seine Versorgung anbetrifft. (Sie haben schon sehr recht mit ihren Sorgen, die vornehmen Damen, denn wohin sollte das doch führen, nicht wahr, wenn der „gnädige“ Herr von einem Dienstmädchen mit „Bater“ angesprochen würde!)

Und die Sozialdemokratie, so erzählen die Damen weiter, die bekämpft die Religion. Das ist eine ausgesagte Lüge! Jeder kann bei uns seinen Glauben behalten, wenn er will, ob er Christ ist oder Jude. Aber ist das etwa „Religion“, wenn Werdwerkzeuge gesegnet werden und Patroren im Stahlhelm Hahnenkäse loslassen gegen unsere ehmaligen Feinde? Sind das wahre „Gottesdiener“? Und ist das „Religion“? Was soll da so ein dummes Schmaß von den furchtbaren Absichten, die die Sozialdemokratie z. B. in der Erziehung habe, daß aller Gehorsam aufhören solle und die Kinder überhaupt nicht mehr zu folgen brauchen. Was sollte wohl werden, so unten sie, wenn die Kinder nicht mehr die zehn Gebote lernten? Was sollte aus ihnen werden, wenn sie es nicht mehr lernten, strammzustehen? Ach ja, so ein gehorames, strammstehendes Volk, das könnte ihnen so passen. Das ist bequem zu regieren, das lacht und sagt noch „dante schön“, wenn es Lasten aufgebürdet bekommt, die nur dazu dienen sollen, den „oberen“ Schichten, den schon Bestehenden das Leben noch leichter zu machen.

Diese Schwindelgesellschaft weiß ganz genau, daß sie abgewirtschaftet hat. Aber sie wollen noch retten, was zu retten ist, und die Arbeiterfrau, die Frau aus dem Proletariat, ist ihnen als Werkzeug gerade gut genug. Sie erzählen es ihr natürlich nicht, daß sie mit ihrer Hilfe die Sozialversicherungen noch weiter auszubauen gedenken. So dumm sind sie nicht. Sie umwerben sie mit der ganzen Falschheit bürgerlich-kapitalistischer Hinterhältigkeit, um sie von ihren eigenen Klassenossen fernzuhalten, um hernach sich ins Häufchen zu lagern über die dumme Arbeiterfrau, die man nun glücklich da hat, wohin sie gar nicht gehört.

Arbeiterfrauen, verleugnet eure Klasse nicht, das rächt sich bitter, und alle anderen müssen eure Torheit mit büßen! Keine einzige Frau des Bürgertums wird ohne weiteres zur Sozialdemokratie kommen, es sei denn, daß ihr die Ungerechtigkeit ihrer eigenen Geschlechtsgenossinnen an der Arbeiterklasse aufgegangen sei. Es sind deren freilich wenige. Aber Millionen von Proletarierfrauen lassen sich heute noch einjagen von den herrschenden Vereinskameradinnen. Das ist ja gar nicht die wahre Überzeugung all der Arbeiterfrauen! Darum kann die Arbeiterfrau es auch getroffen haben, wenn ihr nur die Augen aufgehen möchten für den Schwindler, der mit ihr getrieben wird, und hinter dem nichts anderes steht als verkleideter Kapitalismus.

Machen wir uns doch frei von dem Borurteil, das uns noch beherrscht, wenn wir etwas vom Sozialismus hören. Fernsehen wir uns doch einmal in das, was er will: Das Wohl der gesamten Menschheit! Frieden, Brot und Freiheit! Wer will das nicht? Kommt zur Sozialdemokratie! Gebt eure Stimme am 14. September nur der Sozialdemokratischen Partei.

Nazi-Sozialismus.

Die Nationalsozialistische Arbeiterpartei gebärdet sich in diesen Tagen sehr sozialistisch-revolutionär, nur Eindruck bei den Massen zu schinden. Der Zweck heiligt die Mittel. Die Nationalsozialistische Arbeiterpartei ist von Großgrundbesitzern und Industriellen gegründet worden und sie lebt von deren Geldern. Alles das sind feststehende und bekannte Tatsachen. Warum die Unternehmer die Hakenkreuzler unterstützen, ist für den, der ihre Geschichte und ihr Treiben kennt, leicht begreiflich. „Die Methode Hitlers ist am besten geeignet, die Arbeiterschaft vom Marxismus abzubringen“, schrieb die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, das Unternehmerorgan der Schwerindustrie. Die Nationalsozialistische Arbeiterpartei ist eine Kampftruppe des Unternehmertums gegen die sozialistische Arbeiterschaft.

Daran ändert der hochklingende Name „Nationalsozialismus“ absolut nichts. Nach Adolf Hitler, dem Führer der Hakenkreuzler, ist der Nationalsozialismus ein „vertiefter Sozialismus“. Wahrhaftig, so vertieft, daß von Sozialismus nichts mehr zu sehen ist. Es erinnern an ihn außer dem Parteinamen nur einige Scheinradikale, halbsozialistische Phrasen im Parteiprogramm.

Der Sozialismus marschiert in allen Ländern maulhaftam vorwärts. Die gewaltigen und schrecklichen Ereignisse der letzten 15 Jahre und die unbestreitbare Entwicklung des Kapitalismus in den von Marx festgestellten Bahnen fördern die Erkenntnis der vom Sozialismus vertretenen Wahrheiten in den verschiedensten Schichten des Volkes. Viele Menschen in den bürgerlichen Kreisen zweifeln an ihren bisherigen Anschauungen. Aber man weiß noch nicht, wohin man sich wenden soll. Die jetzige Parteienagitation im bürgerlichen Lager ist wieder ein Beweis dafür. Da tritt diesen Menschen, bevor sie sich der echten sozialistischen Bewegung nähern können, der Nationalsozialismus entgegen, bestärkt sie zwar durch eine ebenfalls stark geliebte Kritik am Kapitalismus und Bürgertum in ihren Zweifeln, zwingt sie jedoch nicht, das bisher Geglaubte ganz über Bord zu werfen, sagt aber, es sei bisher gar nicht ehrlich und wahr gemäß diesen im Kern doch richtigen Anschauungen gehandelt worden, das solle aber jetzt durch die National-

sozialisten geschehen. Dabei werden demagogisch die Forderungen in den Vordergrund gestellt, die der oft sehr großen Lebensnot dieser Menschen am meisten entsprechen, wobei zugleich als die Urheber dieser Not die Sozialdemokraten, die Revolution und die Republik bezeichnet werden, hinter denen allen der Jude stecke. So werden diese Menschen auf ihrem Wege zum Sozialismus abgelenkt — und das ist ja die große Aufgabe, die die Nationalsozialisten für die bürgerliche Gesellschaft zu erfüllen haben.

Nicht Sturz, sondern Rettung der bürgerlichen Gesellschaft ist das Ziel der Nationalsozialisten. Wenn sie die bürgerlichen Parteien mehr oder weniger heftig kritisieren, ist das in erster Linie die Agitationsmanöver. Es wird damit der Zweck verfolgt, die Nazibewegung von ihnen zu distanzieren und die Behauptung, die Nationalsozialistische Arbeiterpartei sei eine absolut neue und in keiner Weise mit den Fehlern der alten Parteien behaftete Bewegung, zu stützen. Die Nazis wollen eine absolut neue Partei, nein, mehr, eine neue weltanschauliche Bewegung sein, weil sie damit die Parteimüdigkeit im bürgerlichen Lager und die Parteifreudigkeit gewisser Schichten der Jugend zu überwinden hoffen, um die Gruppen erneut für den Kampf gegen Republik und Sozialismus zu mobilisieren, in dem die alten bürgerlichen Parteien in wachsendem Maße zu unterliegen drohen. Gewiß, die bürgerlichen Parteien verlieren durch dieses Manöver viele Wähler an die Nazis, aber sie erhalten dafür als Gegengabe die Sicherung ihrer reaktionären Politik. In Mecklenburg und Thüringen, ebenso, in einer Anzahl Gemeinden stützen die Nazis das angeblich so heftig befahdete bürgerliche Regiment. Reaktionäre Politik unter ihrer Führung, das wollen die Nazis. Keine Schluppe, sondern eine kraftvolle Reaktion ist ihr Ziel.

Die Agitation für ihren „vertieften Sozialismus“ erleichtern die Nazis sich besonders dadurch, daß sie ein böses Zerbild des marxistischen Sozialismus darstellen. Der Marxismus „sei die Schandtat eines Juden“. Der Marxismus habe den Sozialismus zu einer Lohn- und Magenfrage degradiert, er habe die seelischen und geistigen Kräfte des Arbeitertums erstarren lassen, er sei die Völlendung des liberalen Individualismus und habe sich längst mit ihm verblendet zur Verteidigung des Kapitalismus. Die marxistische Sozialdemokratie habe mit ihrem Kampf gegen die deutschen Unternehmer und Junker absichtlich die Arbeiter von der Weltvertristung abgelenkt, um den Sieg des Weltkapitals über das deutsche „schaffende Werkkapital“ herbeizuführen. Die Sozialdemokratie habe vor ihren Gläubigen die gesellschaftlich so notwendige Arbeit degradiert. Diese Reihe von Vorwürfen ließe sich noch beliebig verlängern, aber die hier wiedergegebenen zeigen schon zur Genüge den Blödsinn dieser Marxismuskritiker.

Wie steht es voran in der „vertieften Sozialismus“ in uns? Nach Hitler ist nur der Sozialist, der Deutschland über alles liebt. „Nach Strasser (eine andere Variante der Nazis) erhält der Sozialismus „seine“ eigentliche Formgebung“ erst durch die unbedingte Waffenbrüderschaft mit dem jungen Nationalsozialismus, denn dieser will die rasche Befreiung Deutschlands aus den Versailler Ketten. Erst wenn das erreicht ist, ist Sozialismus möglich. Also erst Befreiungskrieg und das größere Deutschland — dann Sozialismus. Und was für einer! Nieder mit dem Kapitalismus, aber das Privateigentum an den Klein-, Mittel- und Großbetrieben soll erhalten bleiben. Nur die ganz großen Trusts, soweit sie bisher schon vergesellschaftet sind, sollen verstaatlicht werden; Vollsozialisierung ist abzulehnen. Wo die Grenze ist zwischen Großbetrieb und bereits vergesellschaftetem Trust, ist noch nicht genau zu sagen. Das „schaffende, das jüdische Werkkapital“ soll geschützt, das schaffende, das jüdische Leihkapital soll enteignet werden. Wie man bei der heutigen Verschmelzung von Industrie- und Bankkapital, der ständigen Umwandlung von Bank in Industrie- und von Industrie in Bankkapital die Scheidung vornehmen will, ist Geheimnis der Nationalsozialisten. Die Wirtschaft soll Bedarfswirtschaft sein, das heißt aber nicht etwa planmäßige Produktion des gesamten Bedarfs des Volkes, sondern lediglich die Produktion von Luxusgütern soll eingestellt und nur wirkliche Bedarfsgegenstände hergestellt werden. Wirtschaftszweck soll nicht mehr der Gewinn sein, aber die Arbeiter der Großbetriebe sollen an deren Gewinn beteiligt werden, „ebenso wie die Makler, Direktoren und Agenten“. Also doch Gewinn, Profit als Wirtschaftszweck und dazu als Veredelung kapitalistischer Konkurrenzkampf zwischen den Betriebsbelegschaften, sie sind ja am Gewinn interessiert. Die Arbeiter sollen im Betrieb mitberaten, aber in keiner Weise in der Wirtschaft mitbestimmen. Die Staatsbürger sollen gleichberechtigt sein, aber keine Gleichmacherei, sondern „Schichtung“ nach der Leistung, „Leistungsaristokratie“, das Auswahlprinzip muß noch gesunden werden. Fest steht heute aber schon, daß der Soldat in die erste Gruppe gehört. Der Soldat? Wird heißen der Offizier! Weg mit der Republik. Aber ob der neue Staat des „Dritten Reichs“ eine Republik oder Monarchie sein wird, steht noch nicht fest. Geplant ist jedenfalls, einen Diktator einzusetzen und ihm etwa 200 Senatoren zur Seite zu stellen. Ob die dann noch „darüber zu stellende Spitze“ ein Präsident oder Monarch sein soll, soll eine allgemeine Volksabstimmung entscheiden.

Das ist nur eine kurze Charakteristik des Nazi-Sozialismus. Man steht, wie er auf den Dummensang aus-ist, man erkennt die Heimtücke dieser Agitation. Die Arbeiterschaft wird darauf nicht hereinfallen. Sie steht in ihrer Mehrheit zu den freien Gewerkschaften und zur Sozialdemokratie.

Wohlfahrt ist Wohlfahrt!

Die Verfassung der Antiken Regüblil gibt allen Frauen und Männern, die um Wohlfahrt 20 Jahre alt sind, das Wohlfahrt. Zur Zeit der Kaiserzeit waren im Jahre 1928 gab es 41 Millionen Wohlfahrt. Von diesen waren 31 Millionen von ihnen blühen ob. Diese 10 Millionen wohlfahrt von ihrem höchsten Raft als Wohlbehörden können Gebraucht. Also fast ein Drittel aller Wohlfahrtsträger sind fast gleichgültig in die Erde gestallt, was ab im das Wohl der Antiken Regüblil und damit im das Wohl der Wohlfahrtsträger. So auch ab Kindheit nicht wohnt sein. Jede Wohlfahrtsträger hat die Pflicht, um 14. Tag Lumbare seine Plümmen abzugeben. Die Wohl Frauen, die sind von der Wohl noch kennen, müssen selbst überwacht werden, um die Gleichgültigen und Lössigen witzigstellen. Diese 10 Millionen Wohlfahrt sind Millionen Frauen und Männer können jetzt zum neuen Wohl wölftan. Diese Jungwölftan gilt ab zu bewachen, sie sind wölftan in das große Jahr der Wohlfahrt. Wohlfahrt Wohlfahrtsträger. Von zwei Jahren, 1928, himmeln 9,1 Millionen für die Lissa 1. Gelingt ab, von der „10-Millionen-Punkt der Wohlfahrt“ sind eine million Teil für die Wohlfahrtsträger zu gewinnen, so haben wir einen arbeitsschaffenden Wohlfahrt, ein Wohlfahrt und Plümmen der Wohlfahrtsträgerbewegung. Wohlfahrt — Wohlfahrt ab für alle wölftan wölftan. Am 14. Tag Lumbare hat jeder Wohlbehörden die Pflicht, zur Wohl zu gehen! Wohl Wohl Wohlfahrtsträger, Lissa 1!

Um was geht es am 14. September?

Scheinbar liegen die Tatsachen für den Wahlkampf recht einfach. Die Sozialgesetzgebung soll eingeengt werden, weil sie dem Reiche, den Ländern und Kommunen zuviel Kosten verursacht und Leistungen erfordert, die den Unternehmern zu hoch erscheinen. Die Ersparnisse in den Reichsausgaben sollten sich im besonderen zugunsten der kapitalbildenden Schichten des Volkes in Steuerermäßigungen auswirken. Da das alles auf parlamentarischem Wege gegen die Sozialdemokratie nicht durchzusetzen war, ist es mit Hilfe des Artikels 48 der Reichsverfassung wenigstens insoweit durchgeführt worden, als die Sozialgesetzgebung in Betracht kommt. Aus der Steuerermäßigung wurde nichts, im Gegenteil, es mußten auf gleiche Weise und zu gleicher Zeit von der Regierung auch neue Steuern verfügt werden; sie sind selbstverständlich reaktionär ausgefallen.

Sobald man etwas genauer in diese Tatsachen hineinschaut, werden sie aber komplizierter, als sie zuerst erschienen sind. Wie ist die Entwicklung zu jenen Entscheidungen überhaupt möglich geworden, wo sind die ökonomischen Grundlagen dieser Politik? Wie würde es möglich, daß zuletzt im Deutschen Reichstag die politischen Interessentengruppen die Gestaltung der Gesetze bestimmten?

Es gibt eine ökonomische Grenznutzentheorie, nach ihr nimmt der von einem Gute abhängige Nutzen mit der Größe des Vorrates ab. Dieses Gesetz des abnehmenden Nutzens haben wir überall in der Wirtschaft. Steigt die Zahl der Küchenmöbelfabriken über den gegenwärtigen und demnächstigen Bedarf hinaus, so wird der Nutzen, der aus dieser Produktion erzielt wird, ständig geringer. Die politische Grenznutzentheorie wirkt sich gerade entgegengesetzt aus. Das Kabinett Brüning wollte unter allen Umständen ohne die Sozialdemokratie regieren. Dazu hatte es die kleinsten Parteien bis zu den Grenzsplittern nötig, denn sonst wäre niemals eine Mehrheit vorhanden gewesen. Je kleiner die Partei, um so notwendiger waren ihre Stimmen für die Mehrheitsbildung, um so unerschämter wurden ihre Koalitionsforderungen. Die rücksichtslosesten Interessenten mußten so beim Kabinett Brüning das beste Geschäft machen. Aus dieser Zwangslage gab es nur mit Hilfe der Sozialdemokratie einen Ausweg. Das wollten weder die großen bürgerlichen Interessengruppen, die Industrie und die Landwirtschaft, ebensowenig aber der Handel und der Mittelstand anerkennen. Das erschien ihnen als Niederlage und Kapitulation. Deswegen kam es zur Ausflucht in die Regierungsdiktatur.

Denjenigen Kreisen, in der deutschen Industrie und sonst, denen die ganze Weimarer Verfassung mit ihrer vom Volke ausgehenden Staatsgewalt nicht behagt, ist diese Entwicklung durchaus angenehm, weil sie meinen, Konflikte mit den breiten Massen des Volkes in einem Augenblick der wirtschaftlichen Krise, also geringerer Widerstandsfähigkeit, am vorteilhaftesten austragen zu können. Darin wird man sich auch für die Zukunft sehr irren, denn die deutsche Sozialgesetzgebung und das moderne Arbeitsrecht haben den ökonomisch Schwachen sozial stark gemacht. Bis zur Auswirkung dieser Erkenntnis wird aber das Interessentengeschäft weiter regieren.

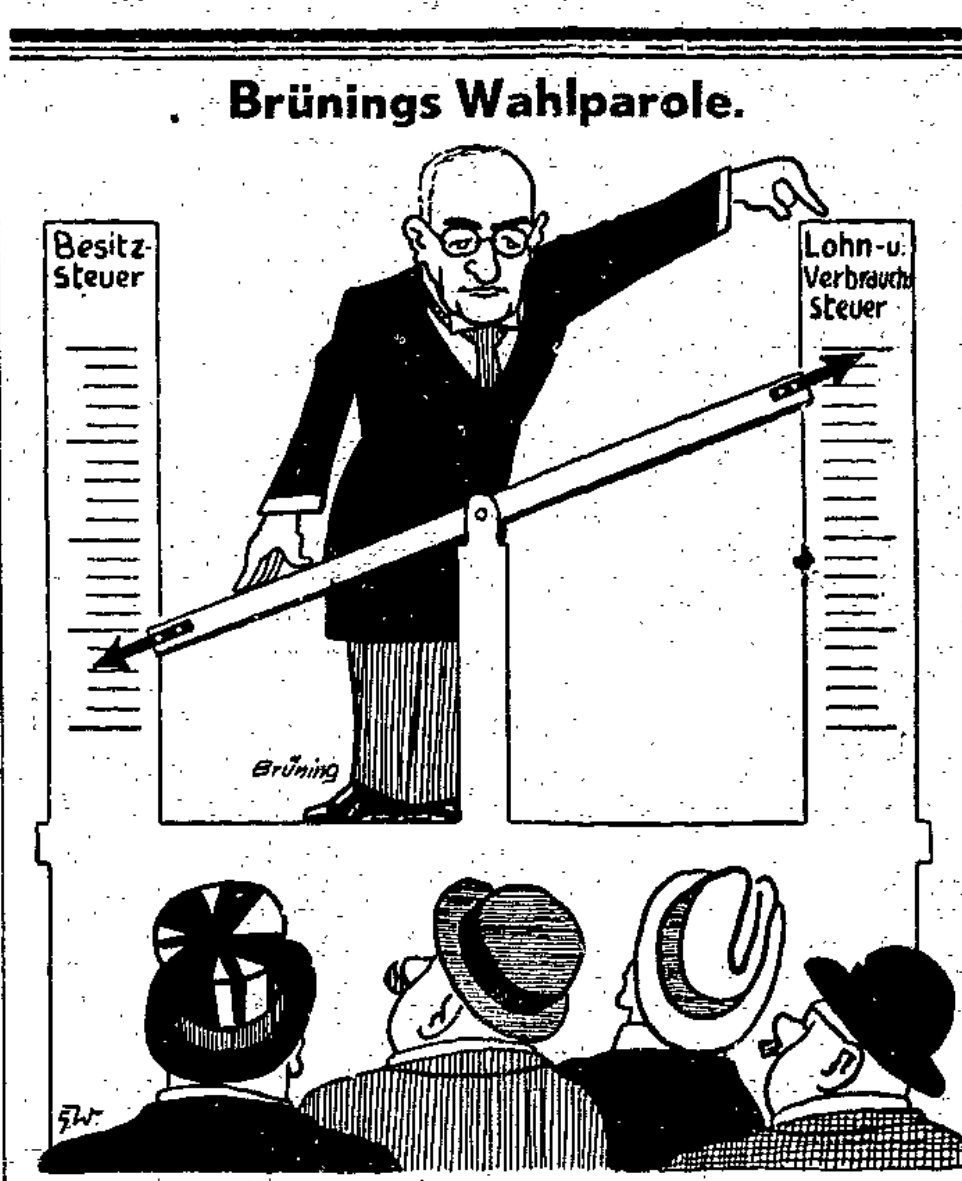
Im Reichstag ist es üblich geworden, die bürgerlichen Parteiredner nicht mehr nach ihrer politischen Stellung, sondern nach dem von ihnen vertretenen Interessentengebiet zu bezeichnen. Damit ist man auf jener Seite auch ganz ungeniert einverstanden. So trat Herr Reichert nicht mehr als deutschnationaler Abgeordneter, sondern als Geschäftsführer industrieller Verbände, im besonderen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller auf. Herr Leopold verlangte nicht als deutschnationaler Abgeordneter den Abbau der Knappschaftsversicherung, sondern als Bergwerksdirektor. Der frühere Kontreadmiral Brüninghaus sprach nicht als Vertreter der Deutschen Volkspartei, sondern als Syndikus des Vereins der Tabakindustriellen. Herr Drewig redete nicht als Wirtschaftsparteiler, sondern als Bäckermeister. Und wenn Herr Fischer von den Demokraten sprach, merkte man nichts von seiner Weltanschauung, wußte aber, daß er in Dugenden von Aufsichtsräten großer industrieller Unternehmungen sitzt.

Nachdem erst einmal die Interessentenhäufen, wie der demokratische Finanzminister Dietrich in der Verzweiflung die Regierungsparteien selbst genannt hat, darin sicher waren, daß das Kabinett Brüning unter allen Umständen ohne die Sozialdemokratie regieren wollte, wuchsen ihre Wünsche ins Grenzenlose. Sie wurden dabei von ihrem eigenen Schicksal gezwungen, denn jetzt, da sie in der Regierung saßen, mußten sie ihren Anhängern möglichst viel heimbringen. Diese verlangten das um so mehr, als die konjunkturelle Situation ständig ungünstiger geworden ist.

Diese tollen Zustände haben nicht etwa mit der Auflösung des Reichstages und mit dem Erlaß der Notverordnungen ihr Ende gefunden, im Gegenteil, jetzt werden noch schlimmere Vorstöße in der Richtung des Interessentengeschäftes gemacht. Der Wirtschaftsparteiler und Justizminister Bredt verlangt die völlige Befreiung der Hauswirte von allen gegenseitigen Bindungen der Wohnungswirtschaft. Der Landbundführer und Ernährungsminister Schiele fordert Befreiung von handelsvertraglichen Bindungen, damit Deutschland seine Agrarprodukte beliebig weit nach oben setzen kann. Der völkerverworfene Minister ohne Ministerium, Treviranus, bequillt sich mit politischer Interessenvertretung. Er hält wilde aufsehenpolitische Reden, um seinen Anhängern wenigstens auf diese Art eine kleine Regierungsfreude zu machen. Das geht alles deswegen vor sich, weil die Mehrzahl der bürgerlichen Parteien, von den

Deutschnationalen bis zu den Demokraten, in völliger Gärung befindlich sind.

Dieses Durcheinander wird von einem Willen diktiert, das ist der, die Sozialdemokratie und damit die breiten Massen des Volkes nicht wieder an die Regierung kommen zu lassen! Manche Leute meinen, daß man das ruhig ausprobieren könne, die Wirkung werde so katastrophal sein, daß auch der Dummste dabei klug würde. Wir sind der Auffassung, daß das deutsche Volk kein Versuchskaninchen ist, mit dem man Experimente machen kann, zumal die Kosten immer vom Volke selbst zu zahlen sein würden.



Meine Herren! Das Reichskabinett hat in mehrtägigen Beratungen sein finanzielles Reformprogramm aufgestellt. Was herausgekommen ist, sehen Sie hier. Ich hoffe, daß Sie mit uns zufrieden sind. Hoch der Besitzbürgerblock!

Wir können es nicht ertragen, daß von Schiele oder von Eugenberg unsere Welt Handelsbeziehungen deswegen zerstückelt werden, weil die deutschen Unternehmer sich nicht mit der fortgesetzten Verbilligung aller Rohprodukte der Welt abfinden wollen.

Eugenberg möchte die Wareneinfuhr mit zwei Milliarden Mark Zollzuschlag beladen, weil er meint, daß auf diese einfache Art die anderen Länder unsere Kriegsschulden bezahlen müßten. Schiele möchte vom Meißbegünstigungssystem der deutschen Handelsverträge hinweg. Er scheut sich nicht, die Genfer weltwirtschaftlichen Abmachungen bewußt zu umgehen, in dem Glauben, daß die anderen Länder sich täuschen lassen werden.

Die Großindustrie und der Exporthandel bekommen es zwar mit der Angst zu tun, weil sie sehen und wissen, was in Deutschland jetzt von derjenigen Regierung, an der sie selbst mit beteiligt sind, angerichtet wird. Aber sie brauchen das Kabinett Brüning, sie müssen es halten und wollen es festhalten, damit nicht von ihm die Kartellpreise zerfallen werden. Schon jetzt muß das Kabinett Brüning aus Rücksicht auf seine eigenen Wählermassen sich bemühen, etwas für den Preisabbau zu tun. Was würde erst geschehen, wenn alles nach links rutscht — so überlegen sich die Unternehmer und halten das Kabinett.

Wir sind in einer weltwirtschaftlichen Umbildung begriffen. Das Vorkriegsniveau der Rohstoffpreise, dessen Wiedererreichung allen Gelehrten unmöglich schien, ist Wahrheit geworden. Damit haben viele internationale Abmachungen der Industriellen ihre Kraft verloren. Der Überfluß der Produktion droht wegen der mangelnden Kaufkraft der breiten Massen das Kapital zu ersticken. In vielen Ländern der Welt hungern Millionen Arbeitslose ohne irgendeinen Pfennig Unterstützung. In Deutschland hat die Sozialgesetzgebung den Menschen wichtiger gemacht als die Ware und das soziale Schicksal des Volkes vor den Gewinn gesetzt. Das ist Konfliktstoff genug für die soziale Auseinandersetzung vom 14. September. Hoffentlich begreift jeder Arbeiter, wozu es geht.

Gewerbehygienischer Vortragskursus in Breslau.

Im Anschluß an ihre diesjährige Hauptversammlung veranstaltet die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene in der Zeit vom 25. bis 27. September in Breslau einen allgemeinen gewerbehygienischen Vortragskursus. Das Programm des Kurses sieht Referate über Arbeit und Gesundheit, den Arbeiterschutz im Betriebe unter besonderer Berücksichtigung der neuzeitlichen Wege zur Unfallverhütung, elektrische Unfälle und ihre Verhütung, Arbeiterschutz und Rationalisierung, praktische Gesichtspunkte bei der Durchführung der Verordnung vom 11. Februar 1920 über Ausdehnung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufsstände, gewerbliche Vergiftungen, gewerbliche Staubschädigungen, technische Maßnahmen zur Staubbekämpfung vor; außerdem sind Besichtigungen gewerblicher Betriebe vorgesehen. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene, Frankfurt a. M., Hag der Republik 49.

Neubauwohnungen ohne Mieter.

Die Zahl der Neubauwohnungen, für die ein Mieter schwer zu finden ist, wächst. Aber nicht etwa deshalb, weil wir schon zuviel Wohnungen haben, im Gegenteil: Die Wohnungsnot ist nach wie vor riesig groß. Die Neubauwohnungen sind schwer vermietbar, weil ihre Mieten zu hoch sind. Nach den Feststellungen der Deutschen Bau- und Bodenbank AG. betragen die Mieten für Neubauwohnungen, die mit Hauszinssteuer- und Zusatzhypotheken gebaut sind: für eine 1½-Zimmer-Wohnung zwischen 60 und 68 M., für eine 2-Zimmer-Wohnung zwischen 67 und 83 M. monatlich. Ohne Zusatzhypotheken gebaute Wohnungen kosten noch mehr.

Das sind Mieten für kleine Wohnungen, für Arbeiterwohnungen. Schon ein einfacher Überschlag macht klar, daß solche Mieten von der Mehrzahl der Arbeiter und Angestellten nicht gezahlt werden können. Nach einer Feststellung des Hamburger Statistischen Landesamts können für 81,3 Prozent der Wohnungsuchenden in Hamburg nur Mieten bis 50 M. monatlich in Frage kommen. Die Bau- und Bodenbank hat berechnet, daß der Anteil der Miete für Neubauwohnungen, die mit Zusatzhypotheken gebaut sind, in Berlin bei Angestelltenhaushaltungen 19 bis 28 Prozent und bei Arbeiterhaushaltungen 18,7 bis 32,6 Prozent vom Höchsteinkommen ausmacht. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß es einem Arbeiter unmöglich ist, ein Drittel seines Einkommens für Wohnungsmiete auszugeben. Deshalb kann man der Bau- und Bodenbank zustimmen, wenn sie schreibt: „Es müßten Mieten zwischen 25 und 45 M. erreicht werden, um die notwendige Nachfrage nach Wohnungen in den Kreisen der minderbemittelten Bevölkerung wiederherzustellen.“

Wie soll dieses Ziel erreicht werden? Die Bau- und Bodenbank empfiehlt Wohnungen von einfacher Ausstattung. Damit soll wohl gesagt sein, daß das Badezimmer und ähnliche Einrichtungen fortzufallen sollen. Diese Anschauung entspricht der des Reichsarbeitsministers Stegerwald, der in seinen „Grundsätzen für die Durchführung des zusätzlichen Wohnungsbauprogramms für 1930“ vorschreibt, daß „auf die Einrichtung von Bädern in den einzelnen Wohnungen zu verzichten ist“. Es sollen „Kleinwohnungen einfacher Art für Familien mit Kindern zu Mieten geschaffen werden, die den schwierigen Verhältnissen der breiten Schichten der Bevölkerung Rechnung tragen“. Die Wohnfläche der Wohnungen soll in der Regel 32 bis 45 Quadratmeter betragen, in Ausnahmefällen bis zu 60 Quadratmeter. Wohnungen von 32 bis 45 Quadratmeter für Familien mit Kindern sind bestenfalls Wohnlöhner, aber keine gesunden Wohnungen.

Das Ziel, billige, das heißt Wohnungen mit Mieten zu bauen, die von der Masse der Arbeiterschaft gezahlt werden können, ist gut und muß auf jeden Fall erreicht werden. Aber nicht auf Kosten der Wohnlichkeit und der hygienischen Einrichtungen der Wohnung. Der Hebel zur Verbilligung der Mieten muß da angelegt werden, wo die Ursachen für ihre heutige Höhe liegen: bei den Baustoffkosten und den Zinssätzen für Baugeld. Die Macht der Kartelle und der Banken muß gebrochen werden. Das ist die Aufgabe der Zeit!

Aus dem Sündenbuch des Besitzbürgerblods.

Am 1. September ist die Notverordnung zur „Reform“ der Krankenversicherung in Kraft getreten. Ihr Zweck ist, 300 Millionen Mark an den Kranken zu sparen. Zu gleicher Zeit hat der Besitzbürgerblock die Ausgaben für die Reichswehr auf 740 Millionen Mark im Jahre erhöht. Nichts beweist die Arbeiterfeindlichkeit der Brüning-Regierung besser als diese Tatsachen. Das Wichtigste aus dem Inhalt der Notverordnung haben wir in Nummer 34 der „Holzarbeiter-Zeitung“ wiedergegeben. Ab 1. September hat der Kranke für die Ausstellung eines Krankenscheines eine Gebühr von 50 Pf. zu zahlen. Die Krankenkasse kann diese Gebühr für Versicherte mit einem Grundlohn bis 4 M. um die Hälfte ermäßigen und für Versicherte mit einem Grundlohn von über 7 M. um die Hälfte erhöhen. Für die vom Arzt verordneten Heilmittel hat der Versicherte jedesmal 50 Pf. in der Apotheke zu zahlen. Kosten die Heilmittel weniger, dann nur diesen Betrag. Das Familienmitglied dagegen hat die Hälfte des Gesamtpreises der Heilmittel abzüglich 10 Prozent zu zahlen. Wenn die verordneten Heilmittel z. B. 2 M. kosten, gehen davon zunächst 10 Prozent ab, von den verbleibenden 1,80 M. zahlt das Familienmitglied 90 Pf. Was diese Bestimmung bei ersten Krankheiten bedeutet, mögen einige Beispiele beweisen, die wir dem „Vorwärts“ entnommen. Diphtherieserum kostet 23,50 M., davon hat das Familienmitglied 10,55 M. zu zahlen. Eine Packung Synthalintabletten gegen Zuckerkrankheit kostet 9,60 M., auf den Kranken kommen davon 4,30 M. Diphtherietabletten gegen Beschwerden der Wechseljahre kosten 8 M., davon zahlt die Kranke 3,60 M. Auch für Brillen, Bruchbänder, Plattfußeinlagen und sonstige Heilmittel hat das Familienmitglied die Hälfte der Kosten zu zahlen. Im Jahre ergibt das für Familien, die das Unglück haben, krank zu sein, nette Summen.

Diese „Reform“ der Krankenversicherung ist ein schwerer Schlag gegen die Arbeiterschaft und gegen die Volksgesundheit. Aber sie ist nur ein Anfang: wenn die Regierung Brüning-Stegerwald am Ruder bleibt, wird sie die Krankenversicherung und alle anderen sozialen Einrichtungen noch weiter verschlechtern. Deshalb: Kampf dem Besitzbürgerblock! Am 14. September alle Stimmen für Liste 1!



Aus dem Verbandsleben



Stimmen aus der Unternehmerpresse.

Die Unternehmer des Holzgewerbes verneinen die Zweckmäßigkeit einer großen umfassenden Arbeitgeberorganisation. Sobald ein kleiner „Interessentenhaufen“ es sich erlauben kann, einen Syndikus zu befehlen, macht er sich selbständig. Das Feld seiner Betätigung wird dann mindestens nach der Landesgrenze, manchmal aber auch nach der Reichsgrenze abgesteckt. Zu dem üblichen Handwerkzeug einer modernen Organisation gehört natürlich auch eine Fachpresse. Darum hat jeder Unternehmerverband im Holzgewerbe auch sein eigenes Fachblatt, das als Herold dazu bestimmt ist, Ziele, Wirten und Willen der Organisation zu verkünden.

Es ist nicht immer leicht, aus der Fachpresse der Unternehmer herauszufinden, welche Ziele verfolgt werden, um das Gewerbe und die Wirtschaft zu fördern. Abereinstimmung besteht in der Unternehmerpresse in der Regel nur dann, wenn es gilt, Forderungen der Gewerkschaften zu bekämpfen. In den letzten Monaten vertritt die Unternehmerpresse einmütig die Notwendigkeit des Lohnabbaues. Allen voran geht die „Holzindustrie“, das offizielle Organ des Arbeitgeberverbandes der Holzindustrie. Am 8. August gibt diese Zeitung grundsätzliche Vorschläge für eine elastische Lohnpolitik zum Besten, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Das Blatt schreibt:

„Wir vermögen aber zu einer Durchführung der Elastizität in der deutschen Wirtschaft eine Verordnung gegen die farrtellmäßige Bindung der Löhne. Es sind hierüber schon die verschiedenartigsten Pläne laut geworden. Wir wollen hiermit von einem Plan reden, den wir nach seinem Verfasser Budezies benennen wollen. Kurz umrissen besteht er darin, daß bei Überschreitung eines bestimmten Beitragsjahres — nehmen wir den bis 31. Juli 1930 bestehenden Satz von 3 1/2 Prozent an — oder aber bei der Möglichkeit eines Zuschußbedarfs zur Arbeitslosenversicherung von Seiten des Reiches automatisch die tariflich festgelegten Lohnsätze, überhaupt die Bestimmungen der Tarifvertragsordnung außer Kraft treten. Es können von den Unternehmern Einzelarbeitsverträge abgeschlossen werden, um eine Elastizität in der Lohnfrage zu gewährleisten. Sicher bleibt den Gewerkschaften unbenommen, bei dieser Aufhebung der laufenden Tarifverträge neue Tarifverträge abzuschließen. Ist der Beitrag zur Arbeitslosenversicherung auf den alten Satz heruntergegangen oder hat das Reich die gegebenen Zuschüsse wieder zurück erhalten, so treten automatisch die alten Tarifverträge wieder in Kraft mit einer Verlängerung der Dauer um die Zeit, um die sie außer Kraft getreten waren.“

Das ist Konjunkturpolitik im schlechtesten Sinne. Wenn wir dem Arbeitgeberverband der Holzindustrie am Verhandlungstisch solche Absichten mit seiner Vertragspolitik unterstellen wollten, so würden uns seine Unterhändler sicher für verrückt erklären. Aber die „Holzindustrie“ darf so etwas schreiben. Sie hat ja für die geistige Kost der Unternehmer zu sorgen.

Nicht weniger interessant ist die Stellungnahme der „Holzindustrie“ zu dem letzten Schiedsspruch des Lohnamtes für das deutsche Holzgewerbe. Hören wir das offizielle Unternehmerorgan wörtlich:

Lassalle, einer der Gründer der sozialdemokratischen Bewegung, prägte das Eherne Lohngesetz. Die freien Gewerkschaften, die theoretisch wie praktisch einen Vertrag mit Gegenleistung mit der Sozialdemokratie eingingen, wollen nunmehr von dem Ehernen Lohngesetz nichts wissen, da es schlecht zu ihrer Lohnpolitik paßt. Jedenfalls kann man als sicher annehmen, daß bei einer 10prozentigen Lohnsenkung die Arbeitslosigkeit um 10 Prozent relativ geringer wäre.“

Diese Sätze sind so „geistreich“, daß sie dem Menschen ohne akademische Grade ewig unverständlich bleiben müssen. Ihr Verfasser hat von Lassalle und dem Ehernen Lohngesetz mal lauten gehört, ohne von beiden etwas begriffen zu haben. Ein Mann, der im öffentlichen Leben mitreden will, sollte wissen, daß die Theorie des Ehernen Lohngesetzes nicht von Lassalle stammt, sondern von Ricardo. Lassalle gab dieser Theorie nur den Namen: Eherne Lohngesetz. Was den letzten Satz des zitierten Abschnitts anbetrifft, so beweist dieser, daß die Unternehmer rechnen können. Bei einer 10prozentigen Lohnsenkung fällt die Arbeitslosigkeit „relativ“ um 10 Prozent, folglich bei einer 100prozentigen Lohnsenkung um 90 Prozent und bei einer 1000prozentigen Lohnsenkung ist die Arbeitslosigkeit verschwunden. Und da sucht die Preußensburger-Regierung immer noch nach einer zugräftigen Wahlparole!

Vom 15. bis 18. August hielt der Reichsverband für das deutsche Tischlergewerbe seine 8. Generalversammlung in Kassel ab. Der Reichsverband gibt als Arbeitervorgängerin des Reichsverbandes der Holzindustrie. Die Unternehmerpresse berichtet, daß sich der Verbandstag des Reichsverbandes mit der Kündigung der Tarifverträge im Holzgewerbe durch den Arbeitgeberverband verständigt hat. Damit wäre die Einheitsfront der Unternehmer wieder einmal hergestellt. Wie lange wird sie halten? Nun, keine Minute länger als bis der Arbeitgeberverband einen neuen Lohnvertrag abschließt. Denn wenn sich der Reichsverband für das Tischlergewerbe innerlich, äußerlich aber kämpft er und läßt keinen guten Gedanken an der Frontorganisation. Das ist er schließlich doch ein Mitgliedern schuldig, die wissen müssen, daß alles besser ginge, wenn die Randkuren nicht wäre.

Die Unternehmerpresse berichtet weiter, daß der Geschäftsführer des Reichsverbandes auf der Kassel-Tagung die Rechtsgültigkeit des Mantelvertrages für das deutsche Holzgewerbe anerkannt hat. Das ist wirklich sehr nett von ihm. Die Sache hat aber den Haken, daß die Unternehmerverbände des Reichsverbandes anderer Meinung sind. Obwohl die Arbeitsgerichte die Gültigkeit des Mantelvertrages wiederholt bestätigt haben, klagen die Unternehmer heute lustig weiter, um die Rechtsgültigkeit des Mantelvertrages zu erwirken. Wahrscheinlich werden die Klagen nur geführt, um dem Holzarbeiter-Verband zu beweisen, daß die Innungsverbände echte Vertragspartner sind, auf die er sich als Kontrahent unbedingt verlassen kann.

Die Unternehmerpresse gibt auch bekannt, daß der Reichsverband für das deutsche Tischlergewerbe nach Beendigung des jetzt gültigen Mantelvertrages selbständig für das Tischlerhandwerk neben den Arbeitgeberverbänden verhandeln will, um einen Vertrag ohne tarifliche Lehrlingsbestimmungen zu schaffen. Für die zukünftige Vertragspolitik des Tischlerhandwerks sei maßgebend, daß sich in den 67 Kammerbezirken 92 088 selbständige Tischlereibetriebe befinden, die 112 000 Gehilfen, 88 500 Lehrlinge und 3000 Angestellte beschäftigen. Auch das alles ist sehr nett. Ob aber der Reichsverband ermächtigt ist, für alle diese Betriebe Tarifverträge abzuschließen, wollen wir erst abwarten. Ohne Vollmacht wird er das nicht können. Vorläufig bestreiten übrigens die maßgebenden Führer des Reichsverbandes einschließlich ihres Verbandsvorsitzenden, Herrn Heinze (Hannover), daß die Tischlerinnungsverbände überhaupt tariffähig sind. Auf ihr Verlangen soll jetzt das Reichsarbeitsgericht auch noch ihre Tarifunfähigkeit bestätigen. Was aber dann, wenn ihnen das Reichsarbeitsgericht diesen Gefallen tut? Mit dem Unfähigkeitsschein in der Tasche werden sie als Vertragspartner kaum nochmals zu Verhandlungen erscheinen dürfen. Aber warten wir ab.

Das Sprachorgan der Berliner Unternehmer heißt „Das Deutsche Holzgewerbe“. Warum auch nicht? Berlin und die umliegenden Dörfer zusammen bilden eben das deutsche Holzgewerbe. Für das Berliner Unternehmerorgan gibt es zurzeit wichtigere Dinge als Tarifverträge abzuschließen, nämlich Wahlarbeit. Es berichtet über eine Kundgebung der Vereinigten Verbände der Berliner Holzindustrie („Babeho“), in welcher die Berliner Tischlermeister aufgefordert wurden, mitzuhelfen, den Reichstag mehr nach rechts zu verschieben. Das soll angeblich das beste Mittel sein zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Schade, daß wir diese Ansicht der „kleinen Leute“ aus dem selbständigen Berliner Mittelstand nicht teilen können. Insofern stimmen wir dem „Deutschen Holzgewerbe“ aber zu, daß die Arbeitslosigkeit im Berliner Holzgewerbe zurzeit groß ist. Nur verstehen wir nicht recht, was die Unternehmer damit bezwecken, daß sie bei der Schilderung der Lage der Berliner Industrie absichtlich maßlos übertreiben. Ihre Kreditfähigkeit wird dadurch sicher nicht gehoben. In einer offiziellen Entschließung der „Babeho“ heißt es, daß von den etwa 24 000 bis 25 000 Holzarbeitern Berlins Mitte August 1931 arbeitslos auf dem Arbeitsnachweis lagen. Die Zahl der gemeldeten Arbeitslosen war zur angegebenen Zeit tatsächlich so groß. Aber daß nur noch 4000 bis 5000 Holzarbeiter in Berlin in Beschäftigung stehen, ist doch eine absolut falsche Behauptung. Auch den Herren von der „Babeho“ ist doch nicht unbekannt, daß allein von den Mitgliedern unserer Berliner Verwaltungsstelle Ende Juli mehr als 16 000 arbeiteten. Wenn diese Behauptung den Zweck haben soll, draußen den Eindruck zu erwecken, daß das Berliner Tischlergewerbe vollkommen zusammengebrochen, geschäftlich völlig leistungsunfähig ist, so ist dieser Zweck bestimmt erreicht.

Erfolgreiche Abwehrbewegungen.

In Brake bei Lemgo wollte die Möbelfabrik August Schlingmann die Löhne um 10 Prozent kürzen. Die Kollegen waren damit selbstverständlich nicht einverstanden, und da der Unternehmer bei seiner Absicht blieb, kam es zum Streik. Nach wenigen Tagen wurde erneut verhandelt, mit dem Ergebnis, daß die Firma sich verpflichtete, die alten Löhne weiterzuzahlen. Der Spitzenlohn beträgt wie bisher 105 Pf. Alle 62 Arbeiter wurden am 27. August wieder eingestellt. Der Kampf endete also mit einem vollen Erfolge der Kollegen. — In Köslin hatte der Arbeitgeberverband das Lohnabkommen für die Tischler zum Zwecke des Lohnabbaues gekündigt. Die Verhandlungen vor dem Schlichtungsausschuß Köslin endeten mit einem Schiedsspruch, der besagt, daß das alte Lohnabkommen unverändert wieder in Kraft tritt. Dieser Schiedsspruch ist von beiden Parteien angenommen worden, so daß auch diese Bewegung, an der 30 Kollegen beteiligt waren, erfolgreich beendet ist.

*Mit Lefsaimean Kialan Nimmur ist
am 36. Wofanbaukewig föllig*

Jubiläum in Mellenbach.

Die Verwaltungsstelle Mellenbach in Thüringen kann nun auch auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Ihre Gründung erfolgte im Sommer des Jahres 1905. Daß der Aufruf zum Anschluß an den Deutschen Holzarbeiter-Verband einen günstigen Boden fand, bewies die Tatsache, daß sich sofort 96 Mitglieder anmeldeten. Ein Jahr später zählte die Verwaltungsstelle bereits 237 Kollegen. Inzwischen war eine Lohnbewegung erfolgreich zum Abschluß gebracht worden. Auch in den folgenden Jahren ging es auf allen Gebieten vorwärts. Gegenwärtig zählen wir über 300 Mitglieder. Zur Feier des Jubiläums fand eine festliche Veranstaltung statt, die von den Mitgliedern und ihren Familien sehr stark besucht war. Mit der Feier war eine Ehrung von 41 Mitgliedern verbunden, die dem Verbands seit 25 Jahren angehören. Die Festrede hielt Kollege Heinemann vom Verbandsvorstand. Seine Ausführungen fanden lebhaften Beifall. Möge die Veranstaltung dazu beigetragen haben, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mellenbacher Holzarbeiter und Holzarbeiterinnen zu stärken, denn Einigkeit tut not, gerade in der heutigen Zeit.

Jubiläum in Schneidemühl.

Die Verwaltungsstelle Schneidemühl wurde am 5. März 1905 gegründet. Zu jener Zeit stand Schneidemühl noch wirtschaftlich und gesellschaftlich unter dem Druck der Großgrundbesitzer der Umgegend. Das Eintreten für eine freie Gewerkschaft war mit persönlichen Opfern und Gefahren verbunden. Trotz alledem schlossen sich sofort 18 Holzarbeiter der neuen Verwaltungsstelle des Verbandes an. Wie notwendig ein Zusammenschluß war, beweisen die damaligen Arbeitsverhältnisse. Die Arbeitszeit betrug täglich 11 und wöchentlich 66 Stunden, und der Wochenlohn schwankte um die 15 Mk. herum. Im Jahre 1909 forderten die Kollegen eine wesentliche Verbesserung ihrer Lage. Als die Unternehmer von den Absichten des Verbandes erfuhren, versuchten sie durch „freiwillige“ Zulagen der wachsenden Bewegung das Genick zu brechen. Was sie anboten, waren jedoch nur Bettelpfennige. Die Kollegen bestanden auf ihren Forderungen. Nun liefen die Unternehmer zum Oberbürgermeister und flehten um Hilfe gegen die Holzarbeiter. Der Oberbürgermeister betrieb beide Parteien zu Verhandlungen, und nachdem diese eine Übersicht über die augenblicklichen Löhne gegeben hatten, erklärte er, daß die Forderung der Gesellen berechtigt sei, denn ein Straßensänger verdiene ja mehr als diese hochqualifizierten Tischler. Über diese Antwort waren die Unternehmer natürlich wenig erfreut. Eine friedliche Verständigung war aber nicht möglich. Die Kollegen traten in den Streik, und nach fünf Wochen waren sie Sieger auf der ganzen Linie. Die Wochenarbeitszeit wurde um 6 auf 60 Stunden verkürzt und der Wochenlohn auf 21 Mk. erhöht. Zwei Jahre später erkämpften sich die Kollegen den 9/10-Stunden-Tag und einen Mindestlohn von 50 Pf. oder einen Wochenlohn von gut 28 Mk. Über diesen Erfolg waren sie mit Recht stolz, denn nun marschierten sie auch in bezug auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in Reich und Glied mit den Kollegen in anderen Städten. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Nach der Umwälzung im November 1918 gelang es, auch die Säger für den Verband zu gewinnen; heute stellen diese etwa die Hälfte der rund 400 Mitglieder zählenden Verwaltungsstelle. Wie für die Tischler und die anderen Berufe hat der Verband auch für die Säger schöne Erfolge erzielt. Ihre Löhne sind im Laufe der letzten Jahre gut verdoppelt worden. Die Sägerkollegen wissen dies auch, und so stehen auch sie in alter Treue fest zum Verband. — Zur Feier des 25jährigen Bestehens der Verwaltungsstelle fand am 23. August eine von den Kollegen und ihren Familien stark besuchte Veranstaltung statt. Die Festrede hielt Kollege Scheffler von der Redaktion der „Holzarbeiter-Zeitung“. Wir hoffen, daß die Jubiläumsfeier dazu beigetragen hat, den Gedanken der Organisation zu festigen zum Wohle aller Mitglieder der Verwaltungsstelle.

Auch in Holland finden Tischler keine Arbeit.

Der Allgemeine niederländische Verband der Möbeltischler und verwandten Berufe schreibt uns, daß er täglich Briefe von deutschen Tischlern erhalte, in welchen angefragt wird, ob in Holland Arbeitsgelegenheit vorhanden sei. Diese Anfragen müsse er ablehnend beantworten, denn auch in der holländischen Möbelindustrie herrsche zurzeit eine ziemliche Arbeitslosigkeit. Andere Kollegen führen aufs Geratewohl nach Holland, um sich persönlich sagen zu lassen, daß ihnen keine Arbeitsstelle verschafft werden könnte. Die Enttäuschung sei dann noch größer und obendrein hätten diese Kollegen auf noch ihre letzten paar Mark nutzlos verfahren. Viele Kollegen kämen in das Bureau des Verbandes in der Hoffnung, hier Reiseunterstützung zu bekommen. Das sei unmöglich, denn der holländische Verband zahle keine Reiseunterstützung, auch nicht an seine eigenen Mitglieder.

Wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, ist den Kollegen aufs dringendste abzuraten, nach Holland zu schreiben oder gar hinzureisen, denn dort gibt es ebensowenig wie in Deutschland freie Arbeitsplätze.



Holzindustrie



Was wird aus der Klavierindustrie?

Der Zusammenbruch der Deutschen Pianowerte AG. zwingt den Blick auf die Gesamtlage der deutschen Klavierindustrie. Das Urteil über diese ist in den verschiedenen Lagern nicht einhellig, aber so viel steht fest: die Klavierindustrie befindet sich in einer schweren Krise. Ihre Ursachen sind einmal die Ungunst der allgemeinen Wirtschaftslage, zweitens die starke Abneigung zahlungsfähiger Bevölkerungsschichten gegen das Klavier und drittens die hohen Einfuhrzölle vieler Länder. Über die Punkte eins und zwei ist hier schon wiederholt geschrieben worden, so daß heute nicht darauf eingegangen werden braucht. Auf die Zollfrage kommen wir weiter unten zu sprechen.

Die Krise findet ihren schärfsten Ausdruck in dem starken Beschäftigungsrückgang. Nach der Betriebs- und Gewerbebeihilfung vom Juni 1925 gab es damals 1839 Klavierbetriebe mit 28 074 Arbeitern. Die Zahl der Betriebe ist deshalb so hoch, weil sie auch die vielen Reparaturwerkstätten und wohl auch Klavierhandlungen mit Reparaturarbeitern mit umfaßt. Rechnet man diese ab, so verbleiben etwa 500 Betriebe mit zusammen vielleicht 26 000 Personen. Davon waren rund 150 Großbetriebe, d. h. Betriebe mit 51 und mehr Arbeitern. Beschäftigt waren in diesen Betrieben etwa 20 000 Personen. Inzwischen hat mancher Betrieb seine Pforten geschlossen; die Zahl ist nicht bekannt, ebensowenig die der noch vorhandenen Betriebe. Der Verband deutscher Pianofabrikanten rechnete im Mai dieses Jahres noch mit 309 Betrieben und 7200 Arbeitern. Damals kann die Beschäftigtenzahl gestimmt haben, heute ist sie weit niedriger. Zu dieser Ansicht kommt man, wenn man sich die Ergebnisse unserer Großbetriebsstatistik betrachtet. Diese Statistik umfaßt alle Klavierfabriken, die in ihrer besten Zeit über 100 Holzarbeiter beschäftigten. Ende März 1925 betrug deren Zahl 64 mit zusammen 14 147 Arbeitern. Von diesen Betrieben waren Ende Juni dieses Jahres noch 41 mit 3 751 Arbeitern im Gange. Der Rückgang der Betriebe beträgt 35,9 Prozent und der der Beschäftigten 73,5 Prozent.

Über den Rückgang der Arbeiter in den 64 Betrieben von Vierteljahr zu Vierteljahr unterrichtet folgende Zusammenstellung:

Beschäftigte Arbeiter jeweils am Vierteljahreschluß.

Jahr	1. Vierteljahr	2. Vierteljahr	3. Vierteljahr	4. Vierteljahr
1925	14 147	14 305	13 728	10 800
1926	9 018	8 575	9 414	10 598
1927	10 471	10 494	10 981	10 977
1928	9 999	9 983	9 924	9 596
1929	8 097	7 280	6 494	5 914
1930	4 627	3 751		

Am höchsten war die Zahl der Beschäftigten im 2. Vierteljahr 1925. Um diese Zeit stand die Klavierindustrie in vollster Blüte. Das hing mit der Wiedereinführung der Mac-Kenna-Zölle in England am 1. Juli 1925 zusammen. Die englischen Klavierhändler und die deutschen Klavierfabrikanten hatten ein gleich großes Interesse daran, die zollfreie Zeit bis zum 1. Juli voll auszunutzen, und so wurde die Ausfuhr nach England gesteigert, so weit dies nur irgend möglich war. Die Klavierfabriken arbeiteten wochenlang bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Was an Arbeitern zu erwischen war, wurde eingestellt. In den ersten sechs Monaten dieses Jahres gingen 13 994 Klaviere nach England, in der zweiten Jahreshälfte dagegen nur noch 1421 Stück. Dieser Rückgang in der Ausfuhr nach England wirkte sich in der Beschäftigtenzahl der Betriebe bald aus. Am Jahreschluß 1925 waren in den erfaßten Betrieben rund 3500 weniger Arbeiter beschäftigt als Ende Juni. In den nächsten Monaten leerten sich die Betriebe immer mehr. Dann kam mal wieder ein kleiner Aufschwung, dem ein um so stärkerer Abstieg folgte. Das Ergebnis bis Ende Juni dieses Jahres war, daß nur noch ein reichliches Viertel von den ehemals Beschäftigten in Arbeit stand, davon noch 2765 in 32 Betrieben mit Kurzarbeit. Inzwischen hat sich die Lage noch weiter verschlechtert.

Wie es heute in den Betrieben aussieht, dafür einige Beispiele: Von Juni 1925 bis Ende Juli 1930 sank die Beschäftigtenzahl im Betrieb A von 450 auf 220, im Betrieb B von 685 auf 325, im Betrieb C von 259 auf 103, im Betrieb D von 765 auf 292, im Betrieb E von 744 auf 282, im Betrieb F von 408 auf 122, im Betrieb G von 152 auf 8, im Betrieb H von 718 auf 138, im Betrieb I von 615 auf 142, im Betrieb K von 705 auf 124, im Betrieb L von 437 auf 92. Ein reichliches Drittel der 64 Betriebe, genau 23, ist im Laufe der Jahre völlig stillgelegt worden. Darunter befinden sich Werke mit über 100 bis 500 Arbeitern. In verschiedenen Fällen erfolgte die Stilllegung im Zusammenhang mit der Konzentration in der Klavierindustrie.

Die Hauptursache des Niederganges der Klavierindustrie ist in dem starken Rückgang der Ausfuhr zu suchen. Im Jahre 1913 wurden 76 463 Klaviere (Pianos und Flügel) ausgeführt, 1929 dagegen nur 30 896 Stück. Dieser gewaltige Ausfuhrrückgang trifft die Klavierindustrie um so stärker, da sie eine Exportindustrie ist und nur als solche sich zu der

einstigen Höhe hat entwickeln können. Vor dem Weltkriege betrug der Ausfuhranteil an der Gesamtproduktion rund 55 Prozent. Wie das Verhältnis zwischen Auslandsabsatz und Inlandsabsatz in der Nachkriegszeit war, ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

Produktion und Absatz von Klavieren in Stück.

Jahr	Produktion	Ausfuhr	Absatz im Inland	Ausfuhranteil Prozent
1913	140 000	76 463	63 537	54,6
1926	85 797	40 628	45 169	47,4
1927	100 819	40 120	60 699	39,8
1928	85 377	34 351	51 026	40,2
1929	65 658	30 896	34 762	47,1

Die Produktionszahlen sind den Berichten des Verbandes deutscher Pianofabrikanten entnommen. In der dritten Spalte sind die amtlichen Ausfuhrzahlen eingesetzt und die Absatzzahlen für den Inlandmarkt ergeben sich aus der Differenz zwischen Produktion und Ausfuhr. Aus der Zusammenstellung ist zu ersehen, daß in den letzten Jahren im Gegensatz zur Vorkriegszeit der Inlandmarkt das Hauptabsatzgebiet war. Im Jahre 1929 war der Unterschied zwischen Ausfuhr und Inlandsabsatz nicht mehr groß, was auf die deutsche Wirtschaftskrise zurückzuführen ist. Sobald sich die Verhältnisse bessern, wird der Inlandmarkt wieder aufnahmefähiger sein. Auch der Ausfuhrückgang hängt natürlich mit der ungünstigen Wirtschaftslage in fast allen Ländern zusammen. Weit mehr ins Gewicht fallen jedoch die hohen Einfuhrzölle, die in vielen Staaten auf Musikinstrumente erhoben werden.

Ausfuhr von Pianos und Flügeln.

Bestimmungsland	In den Jahren					
	1929	1928	1927	1926	1925	1913
Ausfuhr insgesamt	30 896	34 351	40 120	40 628	55 509	76 463
Davon nach:						
Belgien	358	461	215	202	290	1973
Bulgarien	151	146	254	166	89	129
Dänemark	690	792	1170	1086	740	3001
Finnland	474	1241	1032	824	566	537
Frankreich	41	17	20	23	5	692
Griechenland	547	354	345	254	399	172
Großbritannien	1439	1753	2643	2936	15415	21690
Italien	3488	4057	2624	1825	2686	4138
Lettland	426	518	519	620	577	
Niederlande	1611	3020	5271	4878	6662	4533
Norwegen	1241	1458	1567	1104	1201	1543
Portugal	512	479	767	592	625	413
Rumänien	296	661	659	350	312	751
Rußland	2	3	2	1	6	4984
Schweden	1890	2091	2326	2271	2827	480
Schweiz	808	1111	1302	1064	1017	1842
Spanien	252	289	302	250	409	324
Ägypten	939	760	639	1037	333	336
Britisch-Südafrika	2316	1683	2193	3274	2713	3027
Britisch-Indien	126	138	170	160	142	399
Japan	602	651	586	842	712	68
Niederländ.-Indien	150	194	170	166	142	345
Philippinen	494	507	467	493	345	154
Argentinien	5510	4650	5860	5551	4731	4266
Brazillen	2007	2570	2257	3338	2576	1937
Chile	353	237	408	319	239	1165
Uruguay	537	434	486	490	403	369
Australien	1019	1510	3719	4444	5642	11462

Der Ausfuhrückgang nach England ist fast ausschließlich auf die Wiedereinführung des Wertzollens von 33 1/2 Prozent zurückzuführen. Auch Australien, der zweitbeste Kunde in der Vorkriegszeit, erhebt einen so hohen Einfuhrzoll, daß die Ausfuhr nach dort immer schwieriger geworden ist. Bis vor kurzem betrug der australische Klavierzoll etwa 50 Prozent des Wertes, jetzt rund 100 Prozent. Ein so hoher Zoll ist einem Einfuhrverbot faktisch gleichzusetzen. In Rußland, das früher unter den Abnehmern an dritter Stelle stand, besteht ein Einfuhrverbot. Nur wenn die Sowjetregierung für ihre staatlichen Einrichtungen ein gutes Klavier braucht, kommt ein Geschäft mit deutschen Firmen zustande. Auch in allen anderen Ländern, nach denen die Ausfuhr zurückgegangen ist, sind die Zölle die Hauptursache. Nach einigen Staaten konnte, wie aus vorstehender Tabelle hervorgeht, die Ausfuhr erhöht werden, aber das Mehr hier gleicht das Weniger anderwärts bei weitem nicht aus.

Die Lage der Klavierindustrie ist im Augenblick alles andere als rosig. Wie die Dinge liegen, ist auch kaum damit zu rechnen, daß sie jemals wieder soviel Arbeiter wird beschäftigen können wie im Frühsommer 1925. Dagegen sprechen schon die großen Rationalisierungserfolge, die gerade in der Klavierindustrie zu verzeichnen sind. Mit 26 000 Arbeitern können heute fast doppelt soviel Instrumente hergestellt werden wie im Jahre 1913. Für eine so umfangreiche Produktion fehlt jetzt und in absehbarer Zeit der Absatzmarkt. Aber so viel darf man hoffen, daß der jetzige Zustand anormal schlecht ist. Auf ewig wird die Arbeitsmarktlage nicht so trostlos bleiben wie sie gegenwärtig ist. In dem Augenblick, wo die Lage der Gesamtwirtschaft sich bessert, wird es auch in der Klavierindustrie wieder vorwärtsgehen.

Berliner Möbelmesse.

Der Gedanke der Berliner Möbelmesse feiert in diesem Jahre seinen 40. Geburtstag. Die erste Berliner Möbelmesse fand im Jahre 1891 statt. Damals herrschte in der Berliner Möbelindustrie eine große Arbeitslosigkeit. Um das Geschäft zu beleben, kamen einige Unternehmer auf den Gedanken, eine Möbelmesse zu veranstalten, damit die Möbelhändler sozusagen mit einem Blick übersehen können, was für schöne und preiswerte Möbel die heimische Industrie liefert. Der Plan fand bei den Fabrikanten und bei den Händlern großen Anklang. Seit dieser Zeit findet alljährlich eine Berliner Möbelmesse statt. Gegenwärtig ist sie vielleicht noch niedriger als 1891. Die Geschäftslage war damals gewiß ungünstig, aber doch nicht so schlecht wie heute. Wie in allen Orten herrscht auch in Berlin eine Arbeitslosigkeit wie noch nie zuvor. Nach der Betriebszählung im Jahre 1925 gab es damals in Berlin reichlich 50 000 Holzarbeiter. Davon sind zurzeit rund 20 000 arbeitslos. Das sind gewiß sehr schlimme Verhältnisse. Den Unternehmern aber ist das tatsächliche Elend anscheinend noch nicht groß genug. So behauptet die Vereinigung der Arbeitgeberverbände der Berliner Holzindustrie („Vabeho“) in ihrem Messführer und auch anderwärts, daß in Berlin nur noch etwa 4000 bis 5000 Holzarbeiter in Arbeit stehen. Von 50 000 im Jahre 1925. Die Arbeitslosigkeit in Berlin ist groß, sehr groß, aber glücklicherweise doch nicht so groß, wie der Unternehmerverband in unverantwortlicher Weise in aller Öffentlichkeit behauptet. Was zu diesem Punkte sonst noch zu sagen ist, bitten wir in dem Aufsatz „Stimmen aus der Unternehmerpresse“ an anderer Stelle dieser Nummer der „Holzarbeiter-Zeitung“ nachzulesen.

Die Berliner Möbelmesse 1930 fand vom 28. August bis 2. September in einer großen Halle des Ausstellungsviertels am Kaiserdamm statt. Sie war reich besetzt. Auf rund 6000 Quadratmeter Fläche waren Möbel aller Art ausgestellt. Von Ausnahmen abgesehen sah man im allgemeinen hochwertige Qualitätsmöbel. Einige Firmen waren mit neuen Modellen zur Stelle; ob diese beim Publikum viel Gefallen finden werden, bleibt abzuwarten. Auch die Firmen, die geglaubt hatten, unter allen Umständen etwas Neues bringen zu müssen, bewegten sich in Stil und Farbe der Möbel in ertäglichen Grenzen.

Über den Erfolg der diesjährigen Berliner Möbelmesse läßt sich zur Stunde ein abschließendes Urteil noch nicht fällen. Einige Firmen waren mit dem Geschäft zufrieden, andere nicht. Feste Abschlüsse kommen auf solchen Messen wohl überhaupt selten zustande. Die Händler kommen, um zu sehen, was die Firmen anzubieten haben und leisten können. Da die meisten Aussteller wirklich solide Möbel anbieten, und wie wir uns wiederholt haben sagen lassen, auch zu annehmbaren Preisen, werden neue Geschäftsbeziehungen angebahnt worden sein, die früher oder später zu festen Abschlüssen führen werden.

Aus der tschechoslowakischen Bugholzmöbelindustrie.

In der Tschechoslowakei gibt es etwa 15 Bugholzmöbelabriken mit zusammen 7000 Arbeitern. Davon gehören 10 Betriebe mit fast 6000 Arbeitern zum Honet-Mundus-Konzern, der auch in Polen, Österreich, Jugoslawien und in Deutschland Betriebe hat; der deutsche Betrieb befindet sich in Frankfurt am Main. Die Kapazität der tschechoslowakischen Bugholzmöbelindustrie wird auf 4 Millionen Stühle im Jahre geschätzt. 1929 wurden rund 3 Millionen Stühle hergestellt, die Kapazitätsausnutzung betrug mithin 75 Prozent.

Von der Gesamtproduktion gehen 90 bis 95 Prozent ins Ausland. Während der Inlandsabsatz im Vorjahr, 1929, gut war, ließ der Auslandsabsatz zu wünschen übrig. Die Ausfuhr wird gehemmt durch die hohen Zölle in den meisten Ländern. „Rußland und Brasilien“, schreibt der „Internationale Holzmarkt“, „die zusammen imstande wären, fast ein Drittel der ganzen tschechoslowakischen Erzeugung aufzunehmen, sind als Absatzgebiet verlorengegangen. In Rußland besteht ein Einfuhrverbot und in Brasilien beträgt der Einfuhrzoll 175 Prozent des Wertes. Zum anderen finde die Tschechoslowakei auf dem Weltmarkt eine scharfe Konkurrenz in der polnischen, ungarischen, jugoslawischen und belgischen Industrie. Auch die italienische Konkurrenz mache sich bereits bemerkbar. Andere Länder, wie Deutschland, Frankreich, Spanien und die Schweiz, hätten sich eine eigene Bugholzmöbelindustrie geschaffen.“

Alles dies führe zu einer Schädigung der tschechoslowakischen Industrie. Daß die Konkurrenzländer auf dem Weltmarkt mit Erfolg auftreten könnten, rühre daher, daß die Löhne dort niedriger seien als in der Tschechoslowakei. Hinter diese Behauptungen wird man ein Fragezeichen setzen können. Das Lohnelend der tschechoslowakischen Bugholzarbeiter ist in der internationalen Fachwelt sprichwörtlich. Wir glauben nicht, daß es ein Land mit noch niedrigeren Löhnen gibt.



Heim und Familie



Schiff in Not.

Nicht nur jeder Seemann weiß, was es bedeutet, wenn dieser Ruf erschallt: Schiff in Not!

Auch wir wissen es, daß dieser Ruf bedeutet: Alle Kräfte anspannen, alle Mann an Bord, kein Handgriff zu anderem Zweck getan als zu dem einzigen: das gefährdete Schiff zu retten.

Und „Schiff in Not“ müssen wir auch jetzt rufen, wenn wir sehen, was die letzten Monate an Bedrohung uns und den Unseren gebracht haben. Wenn wir bei jedem Blick in die Zeitung wahrnehmen, daß der neue Kurs, nach dem das Reich jetzt steuert, nichts, aber auch nicht das geringste, zum Besten der Unseren zum Ziele hat.

Unsere Männer, unsere Brüder, unsere Söhne, unsere Genossen und Genossinnen, alle sind in Gefahr, mühsam erkämpfte Errungenschaften, für die sie Opfer über Opfer im Interesse des Gemeinwohles brachten, durch einen vernichtenden Federstrich jener Mächte zu verlieren, die sich als Retter des Vaterlandes zu gebärden den Mut haben. Das Vaterland, was ist es? Die Heimat, für die die Masse der Unseren geblutet hat. Das Reich, was ist es? Die Staatsform, die die opferwilligen und redlichen Führer der Unseren aus dem Chaos des Niederbruchs zu schaffen vermochten.

Man hat uns alle, uns Arbeitende, Mann wie Frau, brav mithelfen lassen, das lede Schiff zu dichten und festzu machen. Nun führt man es mit schöner Geste und tönenden Reden . . . wohin? Schiff in Not!

Was aber können wir tun? Können die schwachen Hände von Mädchen und Frauen mithelfen, dem Untergang entgegenzuwirken?

Wir können es wohl — im Kleinen, im Beharren auf gesundem Boden klarer Vernunft, in der Fähigkeit, den verworrenen Verhältnissen zu trotzen, in der Stetigkeit, mit der wir die Kämpfenden in unseren Reihen stärken, und in der Abwehr alles dessen, was wir als schädlich erkannt haben.

Nehmen wir eine einfache Familie an. Vater hat noch Arbeit. Wie lange? Wer weiß es! Wir wollen ihm alles zur Schonung und Stärkung seiner Arbeitskräfte angedeihen lassen, damit er kampftüchtig bleibt. Wir wollen ihm die allzu vielen Nadelstiche alltäglicher Nöte, wie sie uns treffen, nicht im einzelnen berichten. Wir wollen ihn aber wissen lassen, mit einem kurzen, klaren Wort, daß wir den Ernst der Lage kennen, verstehen, am eigenen Leibe fühlen.

Wir wollen unsere kleinen Bestände an Wäsche, an Kleidern, an Bedarfsgegenständen sichten, mit Bedacht erneuern und alles Unnötige ausmerzen zugunsten des Notwendigen, damit ein etwa eintretender Fall der Not uns gewappnet findet. Das ist das Schlimmste, wenn der Verlust regelmäßigen Einkommens zu einem Zeitpunkt auftritt, wo überall Läden klaffen, die nicht aufgefüllt werden können. Dann ist der Berelendung gleich Tür und Tor geöffnet.

So viel müssen wir vom schmalsten, vom geringsten Einkommen erübrigen, daß wir den bestehenden Besitz erhalten und in Ordnung halten können.

Wir müssen uns den Kopf frei machen von althergebrachten Ansichten, unsere Umgebung frei von Staub- und Schmutzfängern, unsere Hände frei von unproduktiver Arbeit. Eine Zeit wie die unsere ist nicht dazu angetan, in Filzpantoffeln mit dem Staubwedel liebevoll Andenken zu pflegen und Rissen und Decken und Teppiche zu bürsten und zu keinem anderen Zweck zu haben als sie zu „schonen“.

Jede Minute, jede Sekunde Zeit, die uns die Sauberhaltung von Haus und zweckmäßigem Gerät übrigläßt, wollen wir verwerten, uns zu bilden, damit wir klare Übersicht bekommen über das, was uns droht, und über die Mittel, uns zu wehren. Es genügt nicht, die Kinder zu waschen, zu kämmen, zu füttern und zu kleiden. Wir müssen das in sie hineinlegen in Wort und Beispiel, was sie brauchen, um lebensfähig zu werden. Wir müssen sorgen, daß die Quellen, aus denen sie Wissen schöpfen, rein und klar sind, und die Kanäle, in denen ihnen die Kenntnis der Dinge zufließt, sauber sind und ohne schädliche Nebeneinflüsse.

Und auch nach außen wollen wir, ohne häßliche Aufdringlichkeit, aber in beharrlicher Stetigkeit, betonen, was wir sind und wie wir denken.

Hand in Hand mit der geistigen Erneuerung, die die Kämpfe der Unseren uns verschaffen, ging die wohlthätige Verbindung von Redetorheiten und ihren Auswüchsen.

Das lazzerte, sagst du, Leutleiden des jungen Mädchens wurde auf mit manchem. Es gab plötzlich keine durchgehenden, vom Straßenstaub unannehmlich gewordenen Axtarme mehr, die zu bürsten und auszubessern manche Zeitverhältnisse der Mütter in ihren jungen Jahren in der Hand nahen. Es verschwand damit eine Gelegenheit, Hand anzulegen. Es entstand damit die Möglichkeit, daß das junge, frische, gutgewachsene Arbeitermädchen ohne große Geldkosten ebenso nett aussehen konnte wie die gepflegte Tochter aus „gutem“ Hause.

Es war aber nicht ganz richtig, daß es ohne den — imitierten — Seidenstrumpf plötzlich nicht mehr ging. Zu einem Festkleid, wo er hinpakt, sei er gern erlaubt. Zum Arbeitskleid der praktisch arbeitenden Frau gehört er nicht.

Es gibt auch für uns die Richtlinien, sich „standesgemäß“ zu kleiden, und diese Linien einzuhalten, soll unser Stolz sein. Und darum sollen wir, sei er noch so billig, den künstlichen Seidenstrumpf für den Alltag ablehnen zugunsten des viel netter aussehenden, aber haltbareren und zweckmäßigeren Walo- oder Baumwollstrumpfes.

Und gerade so ablehnen sollen wir die Vorheit der neuerdings länger und länger werdenden Kleider mit Falbeln und Firtlesanz.

Sie wurden scheinbar eingeführt, um durch den größeren Stoffverbrauch im Kleide auch die Leistungsfähigkeit des betreffenden Geldbeutels auszudrücken. Es sollte wieder die

Aufgepasst!

Verhindert am 14. Sept. den Volchstoss der Reaktion!

...ne sich unterscheiden vom einfachen Mädel, von der Frau der arbeitenden Klasse.

Sei es drum! Oder vielmehr: Nun gerade wollen wir zeigen, daß wir klassenbewußt sind und uns standesgemäß zu kleiden wünschen.

Die Arbeit, die wir leisten, sei es im Haus, im Büro, in der Fabrik, in der Werkstatt, braucht volle Bewegungsfreiheit der Hände.

Der Weg, den wir gehen müssen, braucht Füße, die Hindernisse ohne Stolpern nehmen können. Dazu sind die langen Röcke und Falbeln nichts nütze.

Unser Kopf aber ist der kurzen, einfachen Haartracht froh, die keine mühsame Pflege braucht, um nett auszusehen, die die Ohren freiläßt, damit wir hören können, was um uns vorgeht, und die anmutige Umrahmung wehender Locken würde uns nur das Blickfeld einengen.

Also Abwehr gegen alles, was uns lädern will, den Blick von unserem Ziele abzulenken, was uns die Gefahr verschleiern will, die uns droht, wenn wir nicht wach und rege sind.

Die verlockendsten Angebote geschäftstüchtiger Leute sollen uns nicht unserer Erkenntnis abtrünnig machen, daß wir im genossenschaftlichen Zusammenschluß bei Kauf und jeglicher Betätigung das haben, was wir brauchen, um nicht unterzugehen. — Schiff in Not! Margarete Ebert-Hofmann.

Ratichläge für die Praxis.

Aufdämpfen schwerer Stoffe.

Schwerere Stoffe und Tuche lohnen die Mühe des Aufbügelns trotz feuchten Tuches oft mit einer Glanzstelle. Das ist bei Herrenanzügen besonders unangenehm und macht mancher Hausfrau viel Ärger, wenn die Nähte und Falten sich glänzend durchdrücken. Dies ist aber leicht zu vermeiden oder zu beseitigen, wenn man das Aufplätuch ziemlich nah macht, das sehr heiße Eisen nur einen kurzen Augenblick auf den Stoff stellt und sofort wieder wegnimmt, so daß das Aufdampftuch nicht trocken werden kann. Der Stoff dämpft unter dem feuchten Tuch noch stark, was wieder das Aufrauhren der oberen Wollfaser bewirkt. Das nasse Tuch muß auf dem Stoff liegen bleiben, bis kein Dampf mehr aufsteigt, dann ist der Glanz verschwunden.

Lebertranflede

verschwinden aus Kinderwäsche beim Waschen mit Seife, da Lebertran zu den fetten Ölen zählt, die sich in Seife lösen. Der anhaftende Lebertraneruch ist bei den Wäschestücken durch geringes Kochen zu beseitigen.

Lebensmittel unter Polizeiaufsicht.

Wie die Menschen, können auch Lebensmittel, von denen man annimmt, daß sie, auf die Mitwelt losgelassen, Unheil anrichten, unter Polizeiaufsicht gestellt werden, freilich nicht auf lange Jahre, sondern nur von ihrer „Verhaftung“ im Laden an bis zur Untersuchung und dem möglichen Urteilspruch: „Verfälscht und verdorben!“ Die Behörde, die sich mit der Überwachungsaufgabe beschäftigt, ist in vielen Fällen auch hier die Polizei, die allein in der Reichshauptstadt jährlich 18000 Lebensmittelproben in eigener Anstalt untersuchen läßt. Die Beamten durchwandern dauernd ihre Bezirke, treten hier in einen Kolonialwarenladen, dort bei einem Fleischer oder in eine Nahrungsmittelfabrik ein und machen Stichproben, die dann zunächst im Laboratorium dem Augenschein nach auf Güte beurteilt und, wenn sie verdächtig sind, mit allen Mitteln der modernen Lebensmittelchemie „vernommen“ werden, bis sie das Geheimnis ihrer Verfälschung dem Chemiker als Untersuchungsrichter preisgegeben haben.

Das Nahrungsmittel, das am häufigsten verfälscht wird, die Milch, wird sofort nach der Ankunft auf den Bahnhöfen in den Kannen geprüft. Findet man eine Verfälschung, dann wird die zuständige Behörde um Einschreiten ersucht. Hat ein Kunde eines Ladens eine Beschwerde, muß er sie beim zugehörigen Polizeirevier vorbringen, das Erhebungen anstellt und das Protokoll mit einer Probe an die zugehörige Untersuchungsanstalt einschickt. Für die Untersuchung von Fleisch sind außerdem noch die fleischbeschauenden Tierärzte auf den Schlachthöfen zuständig. Sie haben eigene Trichinenmikroskope, die außerordentlich rasch das vergrößerte Bild von Fleischstücken auf einen Wandschirm projizieren. Neben diesen Ämtern gibt es noch zahlreiche private, vereidigte Nahrungsmittelchemiker.

Das Tätigkeitsgebiet dieser Ämter ist sehr weit, da ja alle Lebensmittel verfälscht oder verdorben sein können. Hier gilt es zu verhindern, daß wertvolle Nahrung durch minderwertige „gestreckt“, daß unedle durch falsche Namen und Präparierung zu vornehmer gestempelt oder verschmutzt, unappetitliche, verdorbene Ware in den Handel kommen. Gerade jetzt im Sommer ist ja die Gefahr des Verderbens groß und die Anwendung von allerlei verbotenen Kniffen beliebt. Dies gilt namentlich für das Fleisch, für das nur natürliche Mittel, Kochsalz und etwas Salpeter, erlaubt sind, nicht aber die Benzoe- und Borfäure, Formalin, Fluß- und Salzsäure. Die gern benutzte Präparierart ist ein Salz der schwefligen Säure, sie gibt dem Fleisch das Aussehen blühender Frische, selbst wenn es schon lange liegt. Daher ist besonders bei „Gehacktem“ auf die Möglichkeit des Verkaufs von schon fauligem Fleisch zu achten. Auch der Zusatz künstlicher Farbstoffe ist untersagt; er kann aber durch das Anfärben von Wollfäden nachgewiesen werden, ebenso die beginnende Fäulnis, bei der sich Ammoniak bildet. Die „Dachhasen“ kommen nicht nur in Wighlättern vor. Hier hilft eine biologische Methode, indem man beispielsweise durch Impfen von Pferdeblut in Kaninchen dem Blut dieser die Eigenschaft verleiht, Pferdeblut auszufällen, wodurch Pferdefleisch von anderem unterschieden werden kann. Auch dafür wird gefordert, daß nicht Fleisch von verendeten Tieren ausgeschlachtet wird, denen erst nach dem Tode der Schlachtschnitt beigebracht wurde. Würste sollen nicht grau, fahl und schmierig sein. Der Stärke- oder Mehlsatz ist ganz verboten, nur bei Blut- und Leberwürstchen duldet man die Beimischung von Weißgebäck. Sind sie stark gefalzen, liegt immer die Gefahr der Vereitung aus schlechtem Fleisch vor. Eier werden auf bekannte Weise durchleuchtet und in verschiedenen dichten Salzlösungen auf die Schwimmsfähigkeit geprüft.

Ein Schmerzenskind der Hausfrau ist auch die Butter, die nicht über ein Fünftel an Salz und Wasser einschließen darf, natürlich nicht ranzig oder talgig sein soll. Der Margarine muß, der leichten Erkennbarkeit wegen, ein Zehntel an Sesamöl zugefetzt werden, auch darf sie nur in Gefäßen mit rotem Streifen, bei Kleinpacungen nur in Würselsform mit deutlicher Aufschrift verkauft werden. Gelegentlich ist schon versucht worden, sie mit Paraffinöl zu strecken. Das Mehl muß von Unkraut, Steinen, Milben und Mineralstoffen frei sein. Aber den Wert der Bleichung mit Ozon, Chlor, schwefeliger und salpêtriger Säure gehen die Meinungen auseinander. Mit der Tatsache, daß der Zucker geblaut wird, haben sich die Chemiker abgefunden; sie lassen aber die Bezeichnung Marzipan nur für mit Mandeln bereitete Süßwaren zu, während Persipan von Aprisolenkernen stammt. Verfälschter Honig, der unter den herrlichsten Phantasienamen auf den Markt zu kommen pflegt, ist schon zahlreiche Male beanstandet worden, wenn er Invert- und Stärkezucker enthält. Auch Fruchtäfte werden oft auf der Kellerstiege aus Essenzen, Farbe, Glycerin, Säuren, Zucker und dergleichen komponiert, was ihnen der Nahrungsmittelchemiker übernimmt. Wie man früher ins Gurkensafß gern eine Kupfermünze zusetzte, um das Gemüse schön grün zu färben, nehmen auch heute noch Fabriten zu Gemüseterporen Kupferfalze; geringe Mengen davon werden als unschädlich geduldet. D. E. Michael.



Unterhaltung und Wissen



Wir fahren um die Welt.

Von Kurt Offenburg.

Wieder unterwegs.

Endlich ist der Tag doch wahr geworden, da du wieder Schiffsplanter unter den Füßen hast. Es dauerte lange ... Denn die Verwirklichung einer Sehnsucht ist meistens nicht so leicht wie der Übermut des Entschliessens. Dann aber: plötzlich bist du mitten drin. Der altvertraute, etwas muffige Geruch — er ist allen Schiffen eigen — umfängt dich wieder. Er strömt aus allen Gängen, und kommst du an der „Anrichte“ vorüber, da erst wird er von jener Eindringlichkeit, die deinem empfindlichen Geruchssinn eine solide Ubelkeit verursacht. Später, auf See, wird das besser werden.

Dann stehst du in deiner Kabine. Zugleich Schlaf- und Wohnraum, der in den nächsten fünf Wochen (es geht einstweilen über Colombo, Signapore nach Java) dir engere Heimat sein wird. Das runde, messinggefaste Bullauge ist das Fenster, das Blick über das Vorschiff gewährt. Denn du hast Glück gehabt und eine Kabine „nach vorne“ bekommen. Das ist die begehrteste Lage, weil sie am kühlfsten ist, sofern die Rechnung mit dem Wind stimmt und er von vorne kommt. Weht er aber von achtern (hinten), zittert dumpfe, feuchte Hitze in dem kleinen Verschlag.

Denn er ist nicht größer als drei Schritte lang und einen breit. Links das Bett, davor der Schrank; ihm gegenüber der aufklappbare Waschtisch und unter dem Bullauge der winzige, auch klappbare Tisch mit dem Sessel davor. Rechts oben auf einem Eckbrettchen der Ventilator. Die Einrichtung ist fertig. Immerhin: du fährst schon in schlechteren Kammern, und so ist diese — die du glückshalber allein bewohnst — noch komfortabel.

Das Schiff.

Diese deine kleine Welt ist wie die Wabe in einem Bienenhaus. Es heißt hier Schiff. Ist 70 Meter lang und 13 Meter breit. Faßt in acht Laderäumen zwölftausend Tonnen Fracht. Also kein luxuriöser Passagierdampfer, nicht einmal in „normales“ Passagierschiff. „Nur“ ein Frachtdampfer, der nebenbei etliche Leute, etwas über ein Duzend, befördert.

Aber das Leben auf so einem Boot ist dir betörender als auf den großen schwimmenden Nummernplätzen, wo meistens ein Jahrmarkt der Citaketten sich aufspielt. Hier hast du Ruhe, keinen gesellschaftlichen Zwang und kein dreimaliges Umkleiden am Tage. Du erscheinst pünktlich zu den Mahlzeiten, im übrigen kannst du tun und lassen, was du willst.

Da sind die Maschinen, das Herz des Ganzen. Sie liegen tief im Bauch des Schiffes, sieben Meter unter der Wasseroberfläche. Eine Dampfmaschine ist — ganz neue Erfindung — mit einer Turbine zusammengelockert. Das gibt zusammen eine Leistung von 8500 Pferdekraften bei einem Kohlenverbrauch von täglich 75 Tonnen. Sechzig-Meter lang läuft die Kurbelwelle, auf der die Schraube sitzt, und 78mal in der Minute dreht sie sich, wirft das Wasser schäumend auf, das 12 000-Tonnen-Schiff vorwärtszutreiben. Um diese 78 Umdrehungen herauszubekommen, muß die Turbine 4600 Umdrehungen ihrerseits in der Minute machen.

Und um das wieder zu erreichen, stehen fünf Heizer vor den fünfzehn Feuern, sorgen, daß auf der 1500-Quadratmeter-Heizfläche immer gleichmäßig die Kohlen brennen. Läßt der Dampf nur ein wenig nach, schon verlangsamt sich die Fahrt.

Oben auf der Kommandobrücke aber ist das Gehirn des Schiffes. Kapitän und Offiziere, Seelarten und Kreiselpompas, Heilsunt und Wafferscholot: die Teile fügen sich zu einem Ganzen — zur Sicherheit von Mensch und Schiff.

Die Passagiere und die Biscaya.

Gottes Tiergarten ist groß. Bis Genua waren es nette Leute, Bergnügungsreisende, alles Deutsche. Später kamen Engländer, etliche Auslandsdeutsche, die in Ostafrika daheim sind, dazu. Meist liebe, harmlose Leute. Einem Teil von ihnen war die Fahrt ein großes Erlebnis, ihre erste Seereise. Gewiß werden sie noch den Entleindern davon erzählen.

Die Ausfahrt: vorbei an den Leuchttürmen der Unterelbe, dann in die Nordsee — weit und blau —, wo es schon ein bishen Seerkrankheit für manche der Sommerfrischer gab. Aber bevor sie richtig losging, lag der Kapitän schon brav und still am Kai von Antwerpen, wo das schwimmende Lagerhaus noch einen Teil Ladung und Kohle bekam. Indes unternahm man einen Ausflug in die Stadt, wo manche mit mehr oder weniger Glück ihren französischen Wortschatz versuchten.

Schließlich ging's wieder in die Schelde hinab, abermals ein bishen in die Nordsee, die Maas hinan; und dann gehen, lag das Schiff schon wieder fest, diesmal in Rotterdam. Da gab's neue Ladung und Kohle, Kohle, Kohle. Jetzt reicht es (bei 75 Tonnen täglichem Verbrauch) bis Yokohama.

Dann aber begann die „große“ Fahrt: durch den englischen Kanal — bei herrlichem Wetter, wie mancher erprobte Seefahrer es hier noch nie angetroffen hatte — und in die gefährlichste Biscaya. Sie zeigte sich gnädig. Nur bei den ganz Empfindlichen meldete sich wieder die Seerkrankheit: obgleich die Luft milde und der Seeana keine höheren Wellen warf

als zwei Stockwerke hoch. ... Da rollte sie, die Biscaya, tief in schäumgrünen Tälern, hoch in glatten, wie Öl zerfließenden Wellenbergen. Das Schiff stampfte auf und ab, kleine Spritzer segten über die Back und der Kasten rollte, wie es sich gehört, ein wenig kräftig von der einen auf die andere Seite. Unermüdetlich. ...

Und die Passagiere erlebten „große“ Seefahrt.

Irgendwo

*Irgendwo auf grüner Halde
Liege ich im kurzen Grase,
Blinzle jetzt zum bunten Walde,
Jetzt zur sonnbeglänzten Straße.*

*Ganz verwitert trugt da oben
Die Behausung eines Sennens.
Kingsherum die Zugentloben
Warten auf das Winterbrennen.*

*Wie ein Farbentlecks lacht hinten
Eines Gärtleins leuchtendes Blühen.
Es, der Herbst hat alle Tinten
Diesem Stückchen Land verliehen.*

*Kühngeformte Fessenzinten,
Himmelhohe Alpengetriebe
Läßt die goldne Sonne blitzen
In der herbstlich klaren Ferne ...*

*Irgendwo auf grüner Halde
Läßt mich all die Schönheit trinken;
Denn die Farben werden bald
Unter Schnee und Eis versinken.*

M. Schulz.

Blane-Werke

Sie wurde noch etwas nachdrücklicher zum Bewußtsein gebracht, die Seefahrt nämlich, im Golf von Lyon. Da wehte, wie immer, ein steifer Westwind, der ob der schweren Dünung, die er brachte, im allgemeinen von den Mittelmeersfahrern unangenehm empfunden wird. Schade (und dies war das größte Bedauern bei manchen Profit-Offizern) um die ungenutzten Mahlzeiten.

Dann, am zehnten Abend der Fahrt und bei ruhiger See, steuerten wir auf die Straße los, die Atlantik und Mittelmeer scheidet: die Straße von Gibraltar. Im Süden tauchte die Küste Nordafrikas auf; blauschimmernd der Gebirgszug des Atlas. Ganz vorn auf dem Schiff steht du: und Afrika liegt zur Rechten, Europa zur Linken. Und im hellen Mondlicht geht es vorüber an Gibraltar, dem klugen Fels, dem Flottenstützpunkt Englands im Mittelmeer.

Diese Nacht und die nächsten Tage fahren wir entlang der spanischen Küste. Am frühen Morgen sehen wir die Sierra Nevada. Ihre Gipfel sind schneebedeckt, diamantstrahlend unter einem tiefblauen Himmel. Die spanische Küste: rote, rostbraune Felsen, jäh abstürzend zum Meer. Und dazwischen, bespült von den Wellen der Adria, kleine weiße Dörfer. Auf der Höhe aber alte Wachtürme, noch aus der Maurenzeit.

Und wir fahren vorüber — immer dicht unter der Küste — an Cartagena, dem Nest zwischen zwei Felsen, flankiert von spanischen Forts. Passieren Kap Palos, kommen auf die Höhe von Alicante und später auf die von Valencia.

Schließlich gibt's für die Ferienreisenden die Sensation: die Riviera. Alles steht mit Opern- und anderen Gaudern backwärts, und man hört mit viel Respekt Cap d'Antibes nennen; und je bekannter die Namen klingen, um so gutturaler werden sie ausgesprochen: Nizza, Monaco, Monte Carlo, Mentone (in einem Kranz von Bergen).

Zu Ende mit der französischen, es beginnt die italienische Riviera hinter Ventimiglia. Rasches Wiedersehen mit Vogdighera, feinen dunklen Oliven- und Palmenhainen. Ospadeletti und San Remo werden gestrichelt. Der Berliner Abgeordnete, der einzig wichtige Kopf unter den Passagieren, sagt angesichts dieser Landschaft und von Fernweh gepackt allen Erstes zu seiner Frau, daß er mit mir weiterreisen wolle. Sie erwidert lächelnd und in bestem kölnischem Dialekt, daß ja ab Genua schon alle Kabinen wieder besetzt seien. Der Gute ist sichtlich deprimiert, und wir beschließen, in zwei Jahren gemeinsam nach Südamerika zu fahren.

Schon sind wir, viel zu rasch, im Golf von Genua. Unruhe kommt über die Passagiere, wie sie die berggetürmte Stadt erblicken; und da ich der einzige von ihnen bin, der weiterfährt, kann ich gelassen, ohne Zoll- und Gepäcksorgen, an Land gehen. Vielmehr mich an Land rudern lassen.

Vor Suez.

Ich schreibe diese Zeilen eine Tagereise von Port Said entfernt, dem Eingang zum Suezkanal. Vier Tage sind seit der Abfahrt von Genua vergangen. Das Tyrchenische Meer und die Straße von Messina wurden durchfahren — bei herrlichem Wetter. Jetzt schaukeln wir seit dreißig Stunden bei einem gesunden Westwind im Ionischen Meer.

Die Füße gegen die Bordwand gestützt, versuche ich, nach vorne einen Halt zu gewinnen. Immer wenn der Kasten nach Backbord überholt, bekommt ihn eine Welle zu fassen und überschwemmt das Vor- und Mittelschiff. Im Eßzimmer sind die Stühle festgeschraubt und die Holzverschlüsse auf dem Tisch, damit die Teller nicht fortlaufen. Dabei steht der Himmel wolkenlos über der vom Wind aufgewühlten See.

Morgen und die nächsten fünf Tage — während der Fahrt durchs Rote Meer — werden wir diesen Wind erleben: in der flimmernden Glut zwischen zwei Wüsten. Die Hitze wird wie Keulenschläge auf den Schädel saufen. Unter den gespannten Sonnensegeln wird die Temperatur eines Backofens und in der Kabine wieder die eines Dampfbades sein.

Aber weiter vorwärts wird es gehen: in den Indischen Ozean.

Überall weniger Kinder.

Der Rückgang der Geburten in dem Europa der Nachkriegszeit wird durch eine Übersicht verdeutlicht, die vom Völkerbund in Genf herausgegeben worden ist. Nur in Italien ist die Geburtenziffer im Anstieg, sonst wird die Abnahme der Geburten nur dadurch etwas gemildert, daß es in immer höherem Maße gelungen ist, die Säuglingssterblichkeit zu verringern. In Deutschland ist die Geburtenziffer von 35,8 pro Tausend im Jahre 1901 auf 17,8 im Jahre 1929 gefallen. Im Jahre 1907 kamen noch durchschnittlich 4 Kinder auf jedes Ehepaar, 1929 waren es nur noch nicht ganz 2, genau 1,97. Es wird sogar die düstere Prophezeiung gewagt, daß die deutsche Bevölkerung, wenn diese Entwicklung anhält, im Jahre 1975 auf 46 Millionen zurückgegangen sein werde. Frankreichs Geburtenziffern sind nicht minder beunruhigend. Während der ersten drei Monate des Jahres 1930 betrug der Überschuss der Geburten über die Todesfälle nur 10.797. In England geht die Geburtenziffer ebenfalls ständig zurück, doch ist man hier in der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit besonders weit und hat die Zahl von 148 auf 1000 im Jahre 1896 auf 74 im Jahre 1929 zurückgedrängt. Die Bevölkerungszunahme in Italien wird zum großen Teil auf die tatkräftigen Bemühungen Mussolinis zurückgeführt. Mutterprämiën und andere Anreize sind ein Teil dieses Feldzugs, durch den die Geburtenziffer nach der Annahme von Sachverständigen im Jahre 1931 auf 850 000 erhöht werden soll, während sie vor dem Kriege nur 500 000 jährlich im Durchschnitt war. Rußland wies im Jahre 1928 eine Zunahme von 3 1/2 Millionen auf, und die Bevölkerung würde bei einem weiteren derartigen Anwachsen 1960 auf 300 Millionen gestiegen sein. Obgleich die Geburtenbeschränkung hier vom Staat unterstützt wird, ist doch der Zeugungswille größer als alle Maßnahmen. Viel trägt zu der Zunahme auch die bessere Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit bei, die von 265 pro Tausend im Jahre 1913 auf 155 im Jahre 1928 gesunken ist. Polen, das früher neben Rußland die höchste Geburtenziffer in Europa hatte, zeigt eine Abnahme der Eheschließungen und der Geburten; die Geburtenziffer beträgt jetzt 34 pro Tausend, während sie in Rußland 42 ist. Auch in Ungarn beobachtet man dieselbe Erscheinung und ebenso in Spanien. Dort war die Geburtenziffer 1897 35,7 pro Tausend; jetzt ist sie 29,6. Portugal hat eine hohe Säuglingssterblichkeit; die Bevölkerung nimmt fast gar nicht zu, da die Zahl der Geburten der der Todesfälle und der Auswanderungen etwa gleichkommt. Die Geburtenziffer, die 1918 34,6 betrug, war 1928 auf 31 gefallen. Einen sehr raschen Rückgang der Geburten hat Belgien aufzuweisen; die gegenwärtige Ziffer beträgt nur noch die Hälfte der vor einem halben Jahrhundert. In Österreich, wo man die Mutter- und Kinderfürsorge sehr eifrig durchführt, übertrifft die Geburtenziffer noch die Todesziffer. Die skandinavischen Länder zeigen eine allgemeine Abnahme der Geburten. In Schweden ist die Zahl von 23,1 pro Tausend im Jahre 1918 auf 16 im Jahre 1928 gefallen, in Dänemark von 25,6 auf 19,6, in Norwegen von 24,9 auf 17,7 und in Finnland von 27,1 auf 23,2.

Wasserrohre aus Holz.

Die Ingenieure des Vermunter Kraftwerkes im Boratzberg standen kürzlich vor einer schwierigen Aufgabe. Die Hochdruckwasserleitungen für die dort zu errichtende Talstrecke waren noch nicht fertig, als es notwendig wurde, das Wasser der zu den schon erbauten Druckstollen und dem Krafthaus provisorisch zuzuleiten. Man überwand die Schwierigkeiten durch Anlage einer großen Holzrohrleitung von 440 Meter Länge und 1800 Millimeter Durchmesser. In 30 Arbeitstagen war diese Leitung, die 1720 Meter über dem Meeresspiegel liegt, fertiggestellt. Das Wasser, das durch diese Holzleitung dem Kraftwerk zugeführt wird, dient zur Erzeugung von 70 000 PS.



Heim und Familie



Schiff in Not.

Nicht nur jeder Seemann weiß, was es bedeutet, wenn dieser Ruf erschallt: Schiff in Not!

Auch wir wissen es, daß dieser Ruf bedeutet: Alle Kräfte anspannen, alle Mann an Bord, kein Handgriff zu anderem Zweck getan als zu dem einzigen: das gefährdete Schiff zu retten.

Und „Schiff in Not“ müssen wir auch jetzt rufen, wenn wir sehen, was die letzten Monate an Bedrohung uns und den Unseren gebracht haben. Wenn wir bei jedem Blick in die Zeitung wahrnehmen, daß der neue Kurs, nach dem das Reich jetzt steuert, nichts, aber auch nicht das geringste, zum Besten der Unseren zum Ziele hat.

Unsere Männer, unsere Brüder, unsere Söhne, unsere Genossen und Genossinnen, alle sind in Gefahr, mühsam erkämpfte Errungenschaften, für die sie Opfer über Opfer im Interesse des Gemeinwohles brachten, durch einen vernichtenden Federstrich jener Machthaber zu verlieren, die sich als Vaterland des Vaterlandes zu gebärden den Mut haben. Das Vaterland, was ist es? Die Heimat, für die die Masse der Unseren geblutet hat. Das Reich, was ist es? Die Staatsform, die die opferwilligen und redlichen Führer der Unseren aus dem Chaos des Niederbruchs zu schaffen vermochten.

Man hat uns alle, uns Arbeiter, Mann und Frau, brav mithelfen lassen, das letzte Schiff zu dichtem und fest zu machen. Nun führt man es mit schöner Geste und lösenden Reden... wohin? Schiff in Not!

Was aber können wir tun? Können die schwachen Hände von Mädchen und Frauen mithelfen, dem Untergang entgegenzuwirken?

Wir können es wohl — im Kleinen, im Beharren auf gesundem Boden klarer Vernunft, in der Fähigkeit, den verworrenen Verhältnissen zu trotzen, in der Stetigkeit, mit der wir die Kämpfenden in unseren Reihen stärken, und in der Abwehr alles dessen, was wir als schädlich erkannt haben.

Nehmen wir eine einfache Familie an. Vater hat noch Arbeit. Wie lange? Wer weiß es! Wir wollen ihm alles zur Schonung und Stärkung seiner Arbeitskräfte angedeihen lassen, damit er kampftüchtig bleibt. Wir wollen ihm die allzu vielen Nadelstiche alltäglicher Nöte, wie sie uns treffen, nicht im einzelnen berichten. Wir wollen ihn aber wissen lassen, mit einem kurzen, klaren Wort, daß wir den Ernst der Lage kennen, verstehen, am eigenen Leibe fühlen.

Wir wollen unsere kleinen Bestände an Wäsche, an Kleidern, an Bedarfsgegenständen sichten, mit Bedacht erneuern und alles Unnötige ausmerzen zugunsten des Notwendigen, damit ein etwa eintretender Fall der Not uns gewappnet findet. Das ist das Schlimmste, wenn der Verlust regelmäßigen Einkommens zu einem Zeitpunkt auftritt, wo überall Läden klaffen, die nicht aufgefüllt werden können. Dann ist der Verelendung gleich Lür und Lor geöffnet.

So viel müssen wir vom schmalsten, vom geringsten Einkommen erübrigen, daß wir den bestehenden Besitz erhalten und in Ordnung halten können.

Wir müssen uns den Kopf frei machen von althergebrachten Ansichten, unsere Umgebung frei von Staub- und Schmutzfängern, unsere Hände frei von unproduktiver Arbeit.

Eine Zeit wie die unsere ist nicht dazu angetan, in Filzpanzern mit dem Staubwedel liebevoll Andenken zu pflegen und Ritzen und Decken und Teppiche zu bürteln und zu keinem anderen Zweck zu haben als sie zu „schonen“.

Jede Minute, jede Sekunde Zeit, die uns die Sauberhaltung von Haus und zweckmäßigem Gerät übrigläßt, wollen wir verwerten, was zu bilden, damit wir klare Übersicht bekommen über das, was uns droht, und über die Mittel, uns zu wehren. Es genügt nicht, die Kinder zu waschen, zu kämmen, zu füttern und zu kleiden. Wir müssen das in sie hineinlegen in Wort und Beispiel, was sie brauchen, um lebensfähig zu werden. Wir müssen sorgen, daß die Quellen, aus denen sie Wissen schöpfen, rein und klar sind, und die Kanäle, in denen ihnen die Kenntnis der Dinge zufließt, sauber sind und ohne schädliche Nebenwirkungen.

Und auch nach außen wollen wir, ohne häßliche Aufdringlichkeit, aber in beharrlicher Stetigkeit, betonen, was wir sind und wie wir denken.

Hand in Hand mit der geistigen Erneuerung, die die Kämpfe der Unseren uns verschaffen, ging die wohlthätige Befreiung von Modetorheiten und ihren Auswüchsen.

Das farbige, raffinierte Kaufkleiden des jungen Mädchens ist fast mit wachsender Leidenschaftlichkeit als unangelegentlich gewordenen Modetanz sehr, bis zu büchsen und auszubessern manche Feiertagskleider der Mütter in ihren jungen Jahren in der Hand nahen. Es verschwand damit eine Gelegenheit, sich anzusehen. Es entstand damit die Möglichkeit, daß das junge Fräulein, ausgewachsene Arbeitermädchen ohne große Entlohnung ebenso nett aussehen konnte wie die gepflegte Tochter aus „guter“ Familie.

Es war aber nicht ganz richtig, daß es ohne den — imitierten — Seidenstrumpf plötzlich nicht mehr ging. Zu einem Zeitpunkt, wo er hinzugefügt, sei er gern erlaubt. Zum Arbeitskleid der praktisch arbeitenden Frau gehört er nicht.

Es gibt auch für uns die Richtlinien, sich „standesgemäß“ zu kleiden, und diese Linien einzuhalten, soll unser Stolz sein. Und darum sollen wir, sei er noch so billig, den künstlichen Seidenstrumpf für den Alltag ablehnen zugunsten des viel netter aussehenden, aber haltbareren und zweckmäßigeren Wako- oder Baumwollstrumpfes.

Und gerade so ablehnen sollen wir die Torheit der neuerdings länger und länger werdenden Kleider mit Falbeln und Firtelanz.

Sie wurden scheinbar eingeführt, um durch den größeren Stoffverbrauch im Kleide auch die Leistungsfähigkeit des betreffenden Geldbeutels auszudrücken. Es sollte wieder die



Dame sich unterscheiden vom einfachen Mädchel, von der Frau der arbeitenden Klasse.

Sei es drum! Oder vielmehr: Nun gerade wollen wir zeigen, daß wir klassenbewußt sind und uns standesgemäß zu kleiden wünschen.

Die Arbeit, die wir leisten, sei es im Haus, im Büro, in der Fabrik, in der Werkstatt, braucht volle Bewegungsfreiheit der Hände.

Der Weg, den wir gehen müssen, braucht Füße, die Hindernisse ohne Stolpern nehmen können. Dazu sind die langen Röcke und Falbeln nichts nütze.

Unser Kopf aber ist der kurzen, einfachen Haartracht froh, die keine mühsame Pflöge braucht, um nett auszusehen, die die Ohren freiläßt, damit wir hören können, was um uns vorgeht, und die anmutige Umrahmung wehender Locken würde uns nur das Blickfeld einengen.

Also Abwehr gegen alles, was uns fördern will, den Blick von unserem Ziele abzulenken, was uns die Gefahr verschleiern will, die uns droht, wenn wir nicht wach und rege sind.

Die verlockendsten Angebote geschäftstüchtiger Leute sollen uns nicht unserer Erkenntnis abtrünnig machen, daß wir im genossenschaftlichen Zusammenschluß bei Kauf und jeglicher Betätigung das haben, was wir brauchen, um nicht unterzugehen. — Schiff in Not! Margarete Ebert-Hofmann.

Ratschläge für die Praxis.

Aufdämpfen schwerer Stoffe.

Schwerere Stoffe und Tuche lohnen die Mühe des Aufbügelns trotz feuchten Tuches oft mit einer Glanzstelle. Das ist bei Herrenanzügen besonders unangenehm und macht mancher Hausfrau viel Ärger, wenn die Nähte und Falten sich glänzend durchdrücken. Dies ist aber leicht zu vermeiden oder zu beseitigen, wenn man das Aufplättuch ziemlich naß macht, das sehr heiße Eisen nur einen kurzen Augenblick auf den Stoff stellt und sofort wieder wegnimmt, so daß das Aufdämpfstuch nicht trocken werden kann. Der Stoff dämpft unter dem feuchten Tuch noch stark, was wieder das Aufrauchen der oberen Wollfaser bewirkt. Das nasse Tuch muß auf dem Stoff liegen bleiben, bis kein Dampf mehr aufsteigt, dann ist der Glanz verschwunden.

Lebertranflecke

verschwinden aus Kinderwäsche beim Waschen mit Seife, da Lebertran zu den fetten Ölen zählt, die sich in Seife lösen. Der anhaltende Lebertraneruch ist bei den Wäschestücken durch geringes Kochen zu beseitigen.

Lebensmittel unter Polizeiaufsicht.

Wie die Menschen, können auch Lebensmittel, von denen man annimmt, daß sie, auf die Welt losgelassen, Unheil anrichten, unter Polizeiaufsicht gestellt werden, freilich nicht auf lange Jahre, sondern nur von ihrer „Verhaftung“ im Laden an bis zur Untersuchung und dem möglichen Urteilspruch: „Verfälscht und verdorben!“ Die Behörde, die sich mit der Überwachungsaufgabe beschäftigt, ist in vielen Fällen auch hier die Polizei, die allein in der Reichshauptstadt jährlich 18 000 Lebensmittelproben in eigener Anstalt untersuchen läßt. Die Beamten durchwandern dauernd ihre Bezirke, treten hier in einen Kolonialwarenladen, dort bei einem Fleischer oder in eine Nahrungsmittelfabrik ein und machen Stichproben, die dann zunächst im Laboratorium dem Augenschein nach auf Gültigkeit beurteilt und, wenn sie verdächtig sind, mit allen Mitteln der modernen Lebensmittelchemie „vernommen“ werden, bis sie das Geheimnis ihrer Verfälschung dem Chemiker als Untersuchungsrichter preisgegeben haben.

Das Nahrungsmittel, das am häufigsten verfälscht wird, die Milch, wird sofort nach der Ankunft auf den Bahnhöfen in den Kanuen geprüft. Findet man eine Verfälschung, dann wird die zuständige Behörde um Einschreiten ersucht. Hat ein Kunde eines Ladens eine Beschwerde, muß er sie beim zugehörigen Polizeirevier vorbringen, das die zugehörige Untersuchungsanstalt einschickt. Für die Untersuchung von Fleisch sind außerdem noch die fleischbeschauenden Tierärzte auf den Schlachthöfen zuständig. Sie haben eigene Trichinenmikroskope, die außerordentlich rasch das vergrößerte Bild von Fleischstücken auf einen Wandschirm projizieren. Neben diesen Ämtern gibt es noch zahlreiche private, vereidigte Nahrungsmittelchemiker.

Das Tätigkeitsgebiet dieser Amtsstellen ist sehr weit, da ja alle Lebensmittel verfälscht oder verdorben sein können. Hier gilt es zu verhindern, daß wertvolle Nahrung durch minderwertige „gestreckt“, daß unedle durch falsche Namen und Präparierung zu vornehmer gestempelt oder verschminkt, unappetitliche, verdorbene Ware in den Handel kommen. Gerade jetzt im Sommer ist ja die Gefahr des Verderbens groß und die Anwendung von allerlei verbotenen Kniffen beliebt. Dies gilt namentlich für das Fleisch, für das nur natürliche Mittel, Kochsalz und etwas Salpeter, erlaubt sind, nicht aber die Benzoe- und Borsäure, Formalin, Fluß- und Salizylsäure. Die gern benutzte Präservierung ist ein Salz der schwefeligen Säure, sie gibt dem Fleisch das Aussehen blühender Frische, selbst wenn es schon lange liegt. Daher ist besonders bei „Gehacktem“ auf die Möglichkeit des Verkaufes von schon fauligem Fleisch zu achten. Auch der Zusatz künstlicher Farbstoffe ist untersagt; er kann aber durch das Anfarben von Wollstoffen nachgewiesen werden, ebenso die beginnende Fäulnis, bei der sich Ammoniak bildet. Die „Nachhasen“ kommen nicht nur in Wühlblättern vor. Hier hilft eine biologische Methode, indem man beispielsweise durch Impfen von Pferdeblut in Kaninchen dem Blut dieser die Eigenschaft verleiht, Pferdeblut auszufällen, wodurch Pferdefleisch von anderem unterschieden werden kann. Auch dafür wird gesorgt, daß nicht Fleisch von verendeten Tieren ausgeplättet wird, denen erst nach dem Tode der Schlachtschnitt beigebracht wurde. Würste sollen nicht grau, fahl und schmierig sein. Der Stärke- oder Mehlfzusatz ist ganz verboten, nur bei Blut- und Leberwürstchen duldet man die Beimischung von Weißgebäck. Sind sie stark gesalzen, liegt immer die Gefahr der Bereitung aus schlechtem Fleisch vor. Eier werden auf bekannte Weise durchsuchtet und in verschiedenen dichten Salzlösungen auf die Schwimmfähigkeit geprüft.

Ein Schmerzenskind der Hausfrau ist auch die Butter, die nicht über ein Fünftel an Salz und Wasser einschließen darf, natürlich nicht ranzig oder talgig sein soll. Der Margarine muß, der leichten Erkennbarkeit wegen, ein Zehntel an Sesamöl zugefügt werden, auch darf sie nur in Gefäßen mit rotem Streifen, bei Kleinpackungen nur in Würfelform mit deutlicher Aufschrift verkauft werden. Gelegentlich ist schon versucht worden, sie mit Paraffinöl zu strecken. Das Mehl muß von Unkraut, Steinen, Milben und Mineralstoffen frei sein. Über den Wert der Bleichung mit Ozon, Chlor, schwefeliger und salpetriger Säure gehen die Meinungen auseinander. Mit der Tatsache, daß der Zucker geblaut wird, haben sich die Chemiker abgefunden; sie lassen aber die Bezeichnung Marzipan nur für mit Mandeln bereitete Süßwaren zu, während Persipan von Aprikosenternen stammt. Verfälschter Honig, der unter den herrlichsten Pflanzennamen auf den Markt zu kommen pflegt, ist schon zahllose Male beanstandet worden, wenn er Invert- und Stärkezucker enthält. Auch Fruchtäfte werden oft auf der Kellerstiege aus Essenzen, Farbe, Glycerin, Säuren, Zucker und dergleichen komponiert, was ihnen der Nahrungsmittelchemiker übelnimmt. Wie man früher ins Gurkensafte gern eine Kupfermünze zusetzte, um das Gemüse schön grün zu färben, nehmen auch heute noch Fabriken zu Gemüseserven Kupferlake; geringe Mengen davon werden als unbedenklich geduldet. D. E. Michael.



Unterhaltung und Wissen



Wir fahren um die Welt.

Von Kurt Offenburg.

Wieder unterwegs.

Endlich ist der Tag doch wahr geworden, da du wieder Schiffsplanen unter den Füßen hast. Es dauerte lange ... Denn die Verwirklichung einer Sehnsucht ist meistens nicht so leicht wie der Übermut des Entschliessens. Dann aber: plötzlich bist du mitten drin. Der altvertraute, etwas muffige Geruch — er ist allen Schiffen eigen — umfängt dich wieder. Er strömt aus allen Gängen, und kommst du an der „Anrichte“ vorüber, da erst wird er von jener Eindringlichkeit, die deinem empfindlichen Geruchsinn eine solide Ubelkeit verursacht. Später, auf See, wird das besser werden.

Dann stehst du in deiner Kabine. Zugleich Schlaf- und Wohnraum, der in den nächsten fünf Wochen (es geht einsteigen über Colombo, Signapore nach Java) dir engere Heimat sein wird. Das runde, messinggefäbte Bullauge ist das Fenster, das Blick über das Vorschiff gewährt. Denn du hast Glück gehabt und eine Kabine „nach vorne“ bekommen. Das ist die begehrteste Lage, weil sie am kühlfsten ist, sofern die Rechnung mit dem Wind stimmt und er von vorne kommt. Weht er aber von achtern (hinten), zittert dumpfe, feuchte Hitze in dem kleinen Vercklag.

Denn er ist nicht größer als drei Schritte lang und einen breit. Links das Bett, davor der Schrank; ihm gegenüber der aufklappbare Waschtisch und unter dem Bullauge der winzige, auch klappbare Tisch mit dem Sessel davor. Rechts oben auf einem Eckbrettchen der Ventilator. Die Einrichtung ist fertig. Immerhin: du fuhst schon in schlechteren Kammern, und so ist diese — die du glückshalber allein bewohnst — noch komfortabel.

Das Schiff.

Diese deine kleine Welt ist wie die Wabe in einem Bienenhaus. Es heißt hier Schiff. Ist 70 Meter lang und 13 Meter breit. Faht in acht Laderäumen zwölftausend Tonnen Fracht. Also kein luxuriöser Passagierdampfer, nicht einmal ein „normales“ Passagierschiff. „Nur“ ein Frachtdampfer, der nebenbei etliche Leute, etwas über ein Duzend, befördert.

Aber das Leben auf so einem Boot ist dir belämmlicher als auf den großen schwimmenden Kummelplätzen, wo meistens ein Jahrmartt der Eitelkeiten sich aufstut. Hier hast du Ruhe, keinen gesellschaftlichen Zwang und kein dreimaliges Umkleiden am Tage. Du erscheinst pünktlich zu den Mahlzeiten, im übrigen kannst du tun und lassen, was du willst.

Da sind die Maschinen, das Herz des Ganzen. Sie liegen tief im Bauch des Schiffes, sieben Meter unter der Wasseroberfläche. Eine Dampfmaschine ist — ganz neue Erfindung — mit einer Turbine zusammengekluppelt. Das gibt zusammen eine Leistung von 6500 Pferdekraften bei einem Kohlenverbrauch von täglich 75 Tonnen. Sechzig Meter lang läuft die Kurbelwelle, auf der die Schraube sitzt, und 78mal in der Minute dreht sie sich, wirft das Wasser schäumend auf, das 12 000-Tonnen-Schiff vorwärtszutreiben. Um diese 78 Umdrehungen herauszubekommen, muß die Turbine 4600 Umdrehungen ihrerseits in der Minute machen.

Und um das wieder zu erreichen, stehen fünf Heizer vor den fünfzehn Feueröfen, sorgen, daß auf der 1500-Quadratmeter-Heizfläche immer gleichmäßig die Kohlen brennen. Läbt der Dampf nur ein wenig nach, schon verlangsamt sich die Fahrt.

Oben auf der Kommandobrücke aber ist das Gehirn des Schiffes. Kapitän und Offiziere, Seekarten und Kreiselkompaß, Peilsunk und Wasserecholot: die Teile fügen sich zu einem Ganzen — zur Sicherheit von Mensch und Schiff.

Die Passagiere und die Biscaya.

Gottes Tiergarten ist groß. Bis Genua waren es nette Leute, Bergnützlichreisende, alles Deutsche. Später kamen Engländer, etliche Auslandsdeutsche, die in Ostafrika dabei sind, dazu. Meist liebe, harmlose Leute. Einem Teil von ihnen war die Fahrt ein großes Erlebnis, ihre erste Seereise. Gewiß werden sie noch den Entstellern davon erzählen.

Die Ausfahrt: vorbei an den Leuchttürmen der Unterelbe, dann in die Nordsee — weit und blau —, wo es schon ein bisschen Seerkrankheit für manche der Sommerfrischler gab. Aber bevor sie richtig losging, lag der Kasten schon brav und still am Kai von Antwerpen, wo das schwimmende Lagerhaus noch einen Teil Ladung und Kohle bekam. Indes unternahm man einen Ausflug in die Stadt, wo manche mit mehr oder weniger Glück ihren französischen Wortschatz versuchten.

Schließlich ging's wieder in die Scheide hinab, abermals ein bisschen in die Nordsee, die Raas hinaus; und zum Geschehen, lag das Schiff schon wieder fest, diesmal in Rotterdam. Da gab's neue Ladung und Kohle, Kohle, Kohle. Jetzt trachtete (bei 75 Tonnen täglichem Verbrauch) bis Poloha...

Dann aber begann die „große“ Fahrt: durch den englischen Kanal — bei herrlichem Wetter, wie mancher erprobte Seefahrer es hier noch nie angetroffen hatte — und in die gefährliche Biscaya. Sie zeigte sich gnädig. Nur bei den ganz empfindlichen meldete sich wieder die Seerkrankheit: obgleich die Luft milde und der Seeana keine höheren Wellen warf

als zwei Stockwerke hoch. ... Da rollte sie, die Biscaya, tief in schäumgelinen Tälern, hoch in glatten, wie Öl zerfließenden Wellenbergen. Das Schiff stampfte auf und ab, kleine Spritzer segten über die Back und der Kasten rollte, wie es sich gehört, ein wenig kräftig von der einen auf die andere Seite. Unermüdlich: ... Und die Passagiere erlebten „große“ Seefahrt.

Irgendwo

*Irgendwo auf grüner Halde
Liege ich im kurzen Grase,
Dinstze seht zum bunten Walde,
Fest zur sonnebeglänzten Straße.*

*Ganz verwitert truft da oben
Die Behausung eines Sennens.
Ringsherum die Buegentlober
Warten auf das Winterbrennen.*

*Wie ein Farbentleds lacht hinten
Einzel Gärteleins letztes Blüten.
Es, der Herbst hat alle Tinten
Diesem Stückchen Land verliehen.*

*Kühngeformte Felsenzinken,
Himmelhohe Alpengerne
Läbt die goldne Sonne blinten
In der herbstlich klaren Ferne ...*

*Irgendwo auf grüner Halde
Lacht mich all die Schönheit iriten;
Denn die Farben werden bald
Unter Schnee und Eis versinken.*

M. Schulz.

Flaue Adria.

Sie würde noch etwas nachdrücklicher zum Bewußtsein gebracht, die Seefahrt nämlich, im Golf von Lyon. Da wehte, wie immer, ein steifer Westwind, der ob der schweren Dünung, die er brachte, im allgemeinen von den Mittelmeerfahrern unangenehm empfunden wird. Schade (und dies war das größte Bedauern bei manchen Profit-Offern) um die ungenossenen Mahlzeiten.

Dann, am zehnten Abend der Fahrt und bei ruhiger See, steuerten wir auf die Straße los, die Atlantik und Mittelmeer scheidet: die Straße von Gibraltar. Im Süden tauchte die Küste Nordafrikas auf; blauschimmernd der Gebirgszug des Atlas. Ganz vorn auf dem Schiff steht du: und Afrika liegt zur Rechten, Europa zur Linken. Und im hellen Mondlicht geht es vorüber an Gibraltar, dem klugen Fels, dem Flottenstützpunkt Englands im Mittelmeer.

Diese Nacht und die nächsten Tage fahren wir entlang der spanischen Küste. Am frühen Morgen sehen wir die Sierra Nevada. Ihre Gipfel sind schneebedeckt, diamanten strahlend unter einem tiefblauen Himmel. Die spanische Küste: rote, rostbraune Felsen, jäh abflüßend zum Meer. Und dazwischen, bespült von den Wellen der Adria, kleine weiße Dörfer. Auf der Höhe aber alte Wachtürme, noch aus der Mauerzeit.

Und wir fahren vorüber — immer dicht unter der Küste — an Cartagena, dem Nest zwischen zwei Felsen, flankiert von spanischen Forts. Passieren Kap Palos, kommen auf die Höhe von Alicante und später auf die von Valencia.

Schließlich gibt's für die Ferienreisenden die Sensation: die Riviera. Alles steht mit Opern- und anderen Gubern badbords, und man hört mit viel Respekt Cap d'Antibes nennen; und je bekannter die Namen klingen, um so gutturaler werden sie ausgesprochen: Nizza, Monaco, Monte Carlo, Mentone (in einem Kranz von Bergen).

Zu Ende mit der französischen, es beginnt die italienische Riviera hinter Ventimiglia. Rasches Wiedersehen mit Bogdighera, seinen dunklen Oliven- und Palmenhainen. Spadeletti und San Remo werden gesichtet. Der Berliner Abgeordnete, der einzig wichtige Kopf unter den Passagieren, sagt angesichts dieser Landschaft und von Fernweh gepackt allen Ernstes zu seiner Frau, daß er mit mir weiterreisen wolle. Sie erwidert lächelnd und in bestem böhmischen Dialekt, daß ja ab Genua schon alle Kabinen wieder besetzt seien. Der Gute ist sichtlich deprimiert, und wir beschließen, in zwei Jahren gemeinsam nach Südamerika zu fahren.

Schon sind wir, viel zu rasch, im Golf von Genua. Unruhe kommt über die Passagiere, wie sie die berggetürmte Stadt erblicken; und da ich der einzige von ihnen bin, der weiterfährt, kann ich gelassen, ohne Zoll- und Gepäckfragen, an Land gehen. Vielmehr mich an Land rudern lassen.

Por Suez.

Ich schreibe diese Zeilen eine Lagerreise von Port Said entfernt, dem Eingang zum Suezkanal. Vier Tage sind seit der Abfahrt von Genua vergangen. Das Tyrchenische Meer und die Straße von Messina wurden durchfahren — bei herrlichem Wetter. Jetzt schaukeln wir seit dreißig Stunden bei einem gesunden Westwind im Ionischen Meer.

Die Füße gegen die Bordwand gestützt, versuche ich, nach vorne einen Halt zu gewinnen. Immer wenn der Kasten nach Backbord überholt, bekommt ihn eine Welle zu fassen und überschwemmt das Vor- und Mittelschiff. Im Eßzimmer sind die Stühle festgeschraubt und die Holzverschlüge auf dem Tisch, damit die Teller nicht fortlaufen. Dabei steht der Himmel wolkenlos über der vom Wind ausgewühlten See.

Morgen und die nächsten fünf Tage — während der Fahrt durchs Rote Meer — werden wir diesen Wind erleben: in der flimmernden Glut zwischen zwei Wüsten. Die Hitze wird wie Keulenschläge auf den Schädel sausen. Unter den gespannten Sonnensegeln wird die Temperatur eines Backofens und in der Kabine wieder die eines Dampfbades sein.

Aber weiter vorwärts wird es gehen: in den Indischen Ozean.

Überall weniger Kinder.

Der Rückgang der Geburten in dem Europa der Nachkriegszeit wird durch eine Übersicht verdeutlicht, die vom Völkerbund in Genf herausgegeben worden ist. Nur in Italien ist die Geburtenziffer im Anstieg, sonst wird die Abnahme der Geburten nur dadurch etwas gemildert, daß es in immer höherem Maße gelungen ist, die Säuglingssterblichkeit zu verringern. In Deutschland ist die Geburtenziffer von 35,8 pro Tausend im Jahre 1901 auf 17,8 im Jahre 1929 gefallen. Im Jahre 1907 kamen noch durchschnittlich 4 Kinder auf jedes Ehepaar, 1929 waren es nur noch nicht ganz 2, genau 1,97. Es wird sogar die düstere Prophezeiung gewagt, daß die deutsche Bevölkerung, wenn diese Entwicklung anhält, im Jahre 1975 auf 46 Millionen zurückgegangen sein werde. Frankreichs Geburtenziffern sind nicht minder beunruhigend. Während der ersten drei Monate des Jahres 1930 betrug der Überschuß der Geburten über die Todesfälle nur 10.797. In England geht die Geburtenziffer ebenfalls ständig zurück, doch ist man hier in der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit besonders weit und hat die Zahl von 148 auf 1000 im Jahre 1896 auf 74 im Jahre 1929 zurückgedrängt. Die Bevölkerungszunahme in Italien wird zum großen Teil auf die tatkräftigen Bemühungen Mussolinis zurückgeführt. Mutterprämien und andere Anlockungen sind ein Teil dieses Feldzugs, durch den die Geburtenziffer nach der Annahme von Sachverständigen im Jahre 1931 auf 650 000 erhöht werden soll, während sie vor dem Kriege nur 500 000 jährlich im Durchschnitt war. Rußland wies im Jahre 1928 eine Zunahme von 3 1/2 Millionen auf, und die Bevölkerung würde bei einem weiteren derartigen Anwachsen 1960 auf 300 Millionen gestiegen sein. Obgleich die Geburtenbeschränkung hier vom Staat unterstützt wird, ist doch der Zeugungswille größer als alle Maßnahmen. Viel trägt zu der Zunahme auch die bessere Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit bei, die von 265 pro Tausend im Jahre 1913 auf 155 im Jahre 1928 gesunken ist. Polen, das früher neben Rußland die höchste Geburtenziffer in Europa hatte, zeigt eine Abnahme der Eheschließungen und der Geburten; die Geburtenziffer beträgt jetzt 34 pro Tausend, während sie in Rußland 42 ist. Auch in Ungarn beobachtet man dieselbe Erscheinung und ebenso in Spanien. Dort war die Geburtenziffer 1897 35,7 pro Tausend, jetzt ist sie 29,6. Portugal hat eine hohe Säuglingssterblichkeit; die Bevölkerung nimmt fast gar nicht zu, da die Zahl der Geburten der der Todesfälle und der Auswanderungen etwa gleichkommt. Die Geburtenziffer, die 1918 34,6 betrug, war 1928 auf 31 gefallen. Einen sehr raschen Rückgang der Geburten hat Belgien aufzuweisen; die gegenwärtige Ziffer beträgt nur noch die Hälfte der vor einem halben Jahrhundert. In Österreich, wo man die Mutter- und Kinderfürsorge sehr energisch durchführt, übertrifft die Geburtenziffer noch die Todesziffer. Die skandinavischen Länder zeigen eine allgemeine Abnahme der Geburten. In Schweden ist die Zahl von 23,1 pro Tausend im Jahre 1913 auf 16 im Jahre 1928 gefallen, in Dänemark von 25,6 auf 19,6, in Norwegen von 24,9 auf 17,7 und in Finnland von 27,1 auf 23,2.

Wasserrohr aus Holz.

Die Ingenieure des Vermunter Kraftwerkes im Borarlberg standen kürzlich vor einer schwierigen Aufgabe. Die Hochdruckwasserleitungen für die dort zu errichtende Fallsperrre waren noch nicht fertig, als es notwendig wurde, das Wasser der 31 den schon erbauten Druckstollen und dem Krafthaus provisorisch zuzuleiten. Man überwand die Schwierigkeiten durch Anlage einer großen Holzrohrleitung von 440 Meter Länge und 1800 Millimeter Durchmesser. In 30 Arbeitstagen war diese Leitung, die 1720 Meter über dem Meerespiegel liegt, fertiggestellt. Das Wasser, das durch diese Holzleitung dem Kraftwerk zugeführt wird, dient zur Erzeugung von 70 000 PS.

Bücher und Zeitschriften.

Das Artistische Volksbuch. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meißner (Sammeln) unter Mitwirkung von Dr. K. A. Fischer (Berlin) und Dr. J. Feßler (Wien). Von dem Wert hier nur die letzte (14.) Lieferung vor. Das Gesamtwerk umfaßt drei Bände mit zusammen rund 1800 Seiten. Alle drei Bände sind in Gänze in gebunden 50 Mt. Das ist ein Preis der für unsere Verhältnisse unerhöhrlich ist. Leider, denn das 'Artistische Volksbuch' verdient die weiteste Verbreitung. Es ist das größte und wichtigste Nachschlagewerk, das bisher überhaupt in der Welt erschienen ist. Die Verfasser der einzelnen Kapitel wenden sich nicht ausschließlich an den Laien, sondern auch an den Kenner. Aber auch aus diesen Auswärtigen kommen für die Redaktion wertvolle Zusätze. Das ist ein Mangel, der bei der Besorgung einer Monarchie begeben werden sollte. Der Wert wird durch zahlreiche Bilder, Zeichnungen und Illustrationen erhöht. Das Werk erscheint im Herold-Verlag, Sigmundstraße 7. Inzwischen hat der Verlag eine kleine Ausgabe des 'Artistischen Volksbuchs' herausgebracht, und zwar in einem Band von rund 1000 Seiten. Diese Ausgabe kostet 30 Mt.

Das Leben des Autos. Roman von Ida C. Herzburg. Maffi Verlag, Berlin 28, 9. Preis 30 Mt. in Leinen gebunden 50 Mt. C. Herzburgs neues Buch ist die erste rein literarische Roman von Westdeutschland. Das Auto ist ganz neuartig und oberflächlich gesehen ein modernes Verzeichnis. Es ist aber mehr: Das Auto behandelt das Denken, Fühlen und Wollen die Lebenshaltung hat aller

Menschen, seine Spuren zeigen sich in Wirtschaft und Politik. C. Herzburg ist die Zusammenhänge auf. Die Hauptfiguren des Romans sind bekannte Arolinger und Personen aus der Arbeit, Gesellschaft und Politik. Wir erleben das Schicksal der Aut und die Sorgen der Arbeiter. Die Welt der Arbeiter ist ein heißes Erlebnis. Freilich kein Erlebnis unterhaltender Art, denn das Buch ist eine Anlage gegen das laienhafte Spöten und ein revolutionärer Schrei nach Menschlichkeit.

Leidweg der Liebe. Roman von Upton Sinclair. Maffi-Verlag, Berlin 28, 9. Preis 40 Mt. in Gänze in gebunden 70 Mt. - Wer dieses Buch liest, ohne den Namen seines Verfassers zu kennen, wird, wenn er hören muß, daß es Upton Sinclair heißt, antworten: Ummöglich. Und doch ist es so. Sinclair ist in diesem Buch nicht der unerbittliche Schilderer amerikanischer Verhältnisse, der Sozialkritiker und politische Kämpfer, wie wir ihn aus seinen anderen Werken („Der Zunft“, „König Koble“, „Mumme Higgins“, „Petroleum“ und „Baiten“) kennen. „Am Leidweg der Liebe“ schildert Sinclair sich selber - als Mensch mit allen menschlichen Schwächen und Leidenschaften. Es liegt in diesem Buch sein intimes Leben bloß, nicht aus Sentimentalität, nein, aus Solidarität mit allen Liebesleidenden. Es ist eines der zahlreichen widerprüchlichen und ehrlichen Bücher, die in der literarischen Welt geschrieben werden sind.

Lebenskampf der Freiheit. Von F. L. H. Meißner. Berlin 28, 9. Preis 70 Mt. In diesem Buch schildert F. L. H. Meißner, der letzte Chefredakteur des „Morgen“, seinen Jahre lang währenden Lebenskampf in Italien, die er um Zeit frohen erlebte hat. Das Buch zeigt dem Arbeiter auf klarem schwarzem Grund als Aufruf zum Widerstand gegen die Welt der Macht und Mitleid und namentlich militärische Behörden zur offenen die

galität ihre Zuflucht nehmen. Die Ermordung Piccininis, Matteotti und Amendolas tritt in ihrer freien Grauenhaftigkeit vor die Augen des Lesers. Denn gibt keine lebendige Darstellung, sondern lebensvolle plastische Bilder.

Deutscher Almanach für das Jahr 1931. Herausgegeben von Dr. Konrad Koch. Maffi-Verlag, Berlin 28, 9. Preis 1,50 Mt. Dieser Almanach ist ein großartiges Werk. Es enthält auf kostbarem Papier und 100 Bildern auf 400 Seiten eine reiche Auswahl an Bildern. Der Maffi-Verlag hat seinen Almanach als geschlossenes Ganzes, einen Durchschnitt durch die zeitliche und weltanschauliche Lage unserer Zeit. Von den Abhandlungen heben sich hervor: Kämmler, Friedrich Dieckhoff, Mages, Stammvater der Sozialkunde; Darius, Mensch und Tier; Schelling; Die Weltalter; Raphe. Von der Lebenshaltung der neuen Generation; Brandt; Eucken und Analyse, Gedichte und Novellen vervollständigen das reiche, ansprechende Bild des Almanachs.

Achtung! Reichstagswahlen 1930! Unter diesem Titel bringt der Verlag der Gemeinwirtschaft, eine wirkungsvolle Wahlhilfe heraus, mit Beiträgen von Friedrich Müller (Berlin), Hermann Müller (Dresden), Paul Bergmann (Hamburg), Paul Meißner (München) und Franz Feuerstein (Sigmund). Die organisierten Verbraucher werden in der einwandvollsten Form aufgefordert, von ihrem Wahlrecht den richtigen Gebrauch zu machen.

Lohnsteuerabgabe. Am 1. September ist der Lohnsteuerabzug in Kraft getreten. Über seine Voraussetzungen und Höhe haben sich in der 'Hilfsarbeiter-Zeitung' ausführlich berichtet. Um die Festsetzung der richtigen Steuerhöhe zu erleichtern, hat der Verlag 20 Mt. Müllers, Harpstr. 10, Tabellen zusammengestellt, von denen jede Lohnsteuer abgelesen werden kann. Eine große Tabelle kostet 20 Pf.

Grüßen!

Sofort nach Verlassen der Cigarettenmaschinen werden die Cigaretten von unseren gewissenhaften OVA-MÄDCHEN sorgfältig geprüft.

Jede Cigarette muß drei solcher Prüfstellen durchlaufen. Dadurch wird die bestmögliche Sicherheit dafür geschaffen, daß nur gleichmäßig gute Erzeugnisse an den Raucher gelangen.

REEMTSMA CIGARETTEN

OVA

5 Pf.



LINDCAR

jetzt auch Nähmaschinen!

LINDCAR-FAHRRADWERK AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN-LICHTENRADE

Unternehmen der freien Gewerkschaften Lindcar-Fahrräder und Lindcar-Nähmaschinen gegen kleinste Wucherzinsen, durch das Werk unsere Niederlagen und alle Ortsausschüsse des A.D.G.B.

Holzbildhauer.

Für die Ausführung einer jeden Holz- und Steinarbeit bestmögliche Ausführung durch Handwerk. Spezialarbeiten aller Art, wie z. B. Schmuckstücke, Kassen, Kisten, Schränke, etc. Preisliste gratis.

Bilbmermeister

Preisliste gratis.

Hilfsschüler

Preisliste gratis.

Hilfsschüler

Preisliste gratis.

Hilfsschüler

Preisliste gratis.

Sieben erschien:

Mein ärztliches Hausbuch

Biochemie, Homöopathie, Volksheilmittel, Pflanzen- und Naturheilmittel. Von Dr. Th. Robert und H. Döhler

Preis für das in Ganzleinen gebundene Werk 6,50 RM.

Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes, Berlin 59 16

Josef Witt, Weiden (Oberpfalz)

Ältestes und größtes Spezial-Versandhaus der Art Deutschlands mit eigener Spinnerei von 32500 Spindeln mit eigener Webererei von 640 Webstühlen

gibt kurze Zeit ab:

Nr.	Preise pro Meter	Breite	Mk.	Pf.
85	Gardinen, 209. Vorhangsstoff, aus prima feinen Garnen mit indanthren-goldfarbigen Streifen, 100 cm	110 cm	0.24	
86	Weißes Hemdentuch, beste Sorte mit Schamkäse, 10 cm	100 cm	0.25	
87	Weißes Hemdentuch, für gute haltbare Wäsche, 100 cm	100 cm	0.45	
88	Weißes Hemdentuch, mittelstarkes, vorzügliche Qualität für besonders solide, gute Wäsche, 100 cm	100 cm	0.65	
89	Weißes Matcotuch, sehr feinfädig, dicht gewebt, geschlossen, aus garantiert rein ägyptischer Baumwolle, für besonders feine bessere Hemden und Wäsche, 100 cm	100 cm	0.72	
90	Baumwolltuch, ungebleicht, sehr strapazierbar, fast unzerreißlich im Gebrauch, 100 cm	100 cm	0.49	
91	Hemdenflanell, indanthrenfarbig gestreift, gute besonders reißfeste Sorte, 100 cm	100 cm	0.38	

92	Hemdenflanell, außerordentlich haltbare, Qualität, fast unzerreißlich im Gebrauch, 78 cm	0.64
93	Handtücher, dicht geschlossene kräftige Strapazierqualität, 40 cm	0.45
94	Hemdenzephir, auch f. Blusen geeignet, gute Sorte, schöne Muster, 70 cm	0.48
95	Wischtücher, gute Sorte, strapazierbar, 45 mal 45 cm per 12 Dutzend	0.98
96	Damentaschentücher, weiß, gute solide Sorte, 30 mal 30 cm per 12 Dutzend	0.88

Gelegenheitskauf!

97 Weißes Hemdentuch, rein weiß, garantiert reine, ausgekocht, Baumwolle ohne jeden Appreturzusatz, dicht gewebt, daher ganz vorzügliche, besonders gute Qualität, 80 cm

0.66

Bis auf weiteres erhalten 10% Rabatt. An Stelle des Sie auf diese Preise noch 10% Rabatts auf Wunsch kostenlos eine schöne, gutgehende Wanduhr oder Standuhr oder 7 Meter haltbare zurückgesetzte Stoffe.

Abgabe von jedem Artikel bis 100 Meter bzw. 25 Dutzend an einen Kunden. Versand erfolgt per Nachnahme von Mk. 10.- an. Porzellanlieferung von Mk. 10.- an.

Zurücknahme jeder Ware auf meine Kosten. Zurückzahlung des vollen ausgelegten Betrages, wenn trotz der Billigkeit etwas nicht entsprechen sollte. Zurückzahlung des vollen Betrages auch dann, wenn Sie nicht die volle, einwandfreie Oberzeugung finden, daß meine Waren unter Berücksichtigung der guten Qualitäten bedeutend billiger als andererseits sind.

Josef Witt, Weiden 392 Oberpf.

Tischler-Fachschule Köthen

Hilfsschüler 70RM

Tischlerfachschule Blankenburg (Harz)

Intarsien aller Art

Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes, Berlin 59 16, Am Kölnischen Park 2